



HERAUSGEBER DER MIX

AG: Sektion Integration und Beratung, Departement Volkswirtschaft und Inneres, Amt für Migration und Integration
Bahnhofstrasse 88,
Postfach, 5001 Aarau
Tel. 062 835 18 60
integration@ag.ch
www.ag.ch/migrationsamt

BS: «Integration Basel», Fachstelle Diversität und Integration, Kantons- und Stadtentwicklung, Präsidialdepartement
Marktplatz 30A, 4001 Basel
Tel. 061 267 78 40
integration@bs.ch
www.welcome-to-basel.bs.ch

BL: Sicherheitsdirektion des Kantons Basel-Landschaft, Abteilung Familien, Integration und Dienste, Fachbereich Integration
Rathausstrasse 24, 4410 Liestal
Tel. 061 552 66 53
sid-integration@bl.ch
www.integration.bl.ch

BE: Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern, Sozialamt, Abteilung Integration
Rathausgasse 1, 3011 Bern
Tel. 031 633 78 40
info.integration.soa@gef.be.ch
www.gef.be.ch/migration

GR: Fachstelle Integration, Amt für Migration und Zivilrecht Graubünden
Engadinstrasse 24, 7001 Chur
Tel. 081 257 26 02
info@integration.gr.ch
www.integration.gr.ch

SO: Fachstelle Integration, Departement des Innern, Amt für soziale Sicherheit ASO
Ambassadorshof, 4509 Solothurn
Tel. 032 627 23 11
integration@ddi.so.ch
www.integration.so.ch

IMPRESSUM

Redaktion
Umlaut
Büro für Kommunikation
Vogesenplatz 1, 4056 Basel
Güvengül Köz Brown (GK)
Philipp Grünenfelder (PG)
Christian Benz (CB)

Mit Beiträgen von
Mario Gattiker, Peter Schneider und Anita Zulauf

Konzept, Gestaltung und Realisation
cR Werbeagentur AG
St. Jakobs-Strasse 185
4002 Basel

© **Titelbild:** Claudia Link
© **Fotos:** Claudia Link, Florent Schmidt
© **Karikatur:** Carlo Schneider

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG
Auflage: 100 000 Ex.

MIX DIE MIGRATIONSZEITUNG DER KANTONE AG BE BL BS GR SO

25. Ausgabe, im November 2013



JUBILÄUMSAUSGABE

DAS IST DIE SCHWEIZ GESICHTER UND GESCHICHTEN

INHALT

Gesichter und Geschichten
Patricia Kaas im Interview 3

Schwerpunkt
Heimat im Wandel 4

Gesichter und Geschichten
Kjell A. Nordström
im Interview 7

Besuch
in einer Gebärabteilung 8

Jugendsprache – ganz normal 9

André Dosé im Interview 10

Kurzporträts 12

Der Gemüsebauer und
seine Feldarbeiter 14

Die Patchwork-Familie 15

Der Schwinger aus Senegal 16

Kurzporträts 18

Die Peruanerin im Aargau 20

Kurzporträts 21

Mano Khalil im Interview 22

Der Forscher aus Italien 23

Yves Rossier im Interview 24

Der schwule Nigerianer 25

Ein Grenzgänger
im Engadin 26

Kolumne
Peter Schneider erzählt
von Wurzeln 27

**Spitze Feder, Adressen
und Impressum** 28

Liebe Leserin, lieber Leser
«Kleine Geschichte der Migration» – unter diesem Titel erschien im Juni 2000 die erste Migrationszeitung unter der Federführung der Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft. 13 Jahre, vier zusätzliche Kantone und 24 Ausgaben später halten wir heute eine ganz besondere Edition in den Händen – eine MIX, die nicht nur eine «kleine Geschichte der Migration» erzählt, sondern gleich ganz viele wunderbare.

Nachbarn und Freundinnen
Damals wie heute ist Migration ein höchst kontroverses Thema. In der oft hitzig geführten Debatte vergessen wir jedoch oft, dass Migrantinnen und Migranten ein fester, unverzichtbarer und vor allem selbstverständlicher Bestandteil der Schweizer Gesellschaft sind. Sie sind unsere Nachbarn, unsere Freundinnen, unsere Müllmänner, unsere Forscher, unsere Pflegefachpersonen, unsere Verwandten und noch viel mehr.

Gespür für leise Töne
Diese Selbstverständlichkeit steht im Zentrum dieser Jubiläumsausgabe. Sie ist prall gefüllt mit Porträts von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, die aus ihrem Alltag und ihrem Leben erzählen. Mal berühren die Geschichten, mal regen sie zum Schmunzeln oder Nachdenken an. Diese Vielfalt an Gesichtern und Geschichten beweist, dass die Redaktion nicht nur das Gespür für spannende Biografien hat, sondern es auch versteht, Raum für die leisen menschlichen Töne zu schaffen.

25 Ausgaben mehr
«Migration ist keine Ausnahmesituation, die irgendeinmal wieder vorbeigehen wird. Das Gegenteil ist der Fall. Migration ist normal und wird an Bedeutung wohl eher zu- als abnehmen», sagt Walter Leimgruber, Präsident



Foto: AVG

der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen auf Seite 5. Umso wichtiger ist es, dass wir die Auseinandersetzung mit den Themen Zuwanderung und Integration sachlich und differenziert führen. Die Migrationszeitung leistet dazu seit über zehn Jahren einen wichtigen Beitrag. Sie ist eine Bereicherung für die Schweizer Medienlandschaft. Dementsprechend

ist es für mich eine Ehre, den beteiligten Kantonen zu dieser Jubiläumsausgabe gratulieren zu dürfen. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen dieser facettenreichen Sonderausgabe. Ich freue mich schon jetzt auf die nächsten 25 Ausgaben und damit auf weitere fundierte Beiträge.

Mario Gattiker, Direktor des Bundesamts für Migration (BFM)

IN EIGENER SACHE

Liebe Leserinnen und Leser

Nichts ist so beständig wie die Veränderung. Dies trifft auch auf die MIX zu. Mit dieser Jubiläumsausgabe zieht sich der Kanton Aargau als Mitherausgeber der Zeitung zurück. Ab 2014 werden die Integrationsstellen der Kantone Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Bern, Graubünden sowie Solothurn die Zeitung in gewohnter Form weiter publizieren.

Ihre Redaktion

«WIR SPRECHEN FRANZÖSISCH UND PLATT»

In den 1980er Jahren gelang Patricia Kaas mit «Mademoiselle chante le blues» der internationale Durchbruch. Mit 15 Millionen verkauften Platten zählt die 47-Jährige zu den erfolgreichsten französischsprachigen Sängerinnen. Im Interview spricht sie über ihre Zeit in der Schweiz, ihre Kindheit und die grosse Herausforderung, Piaf-Lieder zu interpretieren.

Sie sind in Lothringen an der Grenze zum Saarland mit sechs Geschwistern aufgewachsen. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?

Ich hatte eine schöne und glückliche Kindheit. Als Nesthäkchen genoss ich stets die ungeteilte Aufmerksamkeit meiner Mutter. Sie war Hausfrau und ursprünglich aus Deutschland, mein Vater ein französischer Bergarbeiter. In materieller Hinsicht hatten wir wirklich nicht viel, wir waren aber immer füreinander da. Noch heute versuchen meine Geschwister und ich, uns so oft wie es geht zu sehen.

In welcher Sprache unterhalten Sie sich dann zusammen?

Wenn wir uns treffen, sprechen wir Französisch und Platt. Das ist der saarländische Dialekt, den wir von unserer Mutter gelernt haben.

Sie haben vor einigen Jahren in der Schweiz gelebt. Warum sind Sie weggezogen?

Ich habe sehr gerne in der Schweiz gelebt. Das muss ich schon zugeben. Der Grund meines Umzugs war die Liebe. Heute wohne ich hauptsächlich in Paris.

Wie würden Sie rückblickend die Schweiz beschreiben?

Die Schweiz ist ein tolles Land. Ich habe in Zürich gelebt, die Stadt und das Leben dort sehr genossen. Es ist sauber, sicher und friedlich. Zudem kann man wahnsinnig viel unternehmen, weil das kulturelle Angebot so gross ist. Aber eigentlich spielt es für mich keine Rolle, in welcher Stadt ich wohne. Mir ist mein eigenes Heim am wichtigsten. Das ist der Ort, wo ich mich entspannen kann.

Vergangenes Jahr haben Sie eine Autobiografie veröffentlicht. Darin sprechen Sie ganz offen über Enttäuschungen und Abtreibungen.



Foto: Florent Schmidt

War es nicht schwierig, sich so zu offenbaren?

Überhaupt nicht. Ich hatte das Gefühl, es sei der richtige Zeitpunkt, etwas von mir preiszugeben. Vielleicht ist auch die Autorin, Sophie Blandinières schuld daran, dass ich mich so geöffnet habe. In ihrer Gegenwart habe ich mich einfach sehr wohlfühlt. Ursprünglich hatten wir für das Buch ein 50-stündiges Interview einkalkuliert. Daraus wurden 200 Stunden und eine sehr enge Freundschaft. Ich muss aber gestehen, dass das Buch mir sehr

geholfen hat, mein Selbstvertrauen aufzubauen und zu stärken.

Ihre letzte CD war eine Hommage an Edith Piaf. Kein einfaches Unterfangen. Wie haben Sie sich an ihre Lieder herangewagt?

Es ist nicht schwierig, Piaf-Lieder zu singen. Die Schwierigkeit ist nur, ihren Songs wahre Gefühle zu verleihen, denn niemand kann es so gut wie sie. Um diesem hohen Anspruch gerecht werden zu können, muss man selber gelebt und Erfahrungen gesammelt ha-

ben. Das kann ich vorweisen. Deshalb war ich auch in der Lage, meine ganz persönlichen Emotionen in ihr grossartiges Repertoire einzubringen.

Sie haben als Künstlerin viel erreicht. Was ist Ihr grösster Traum?

Solange es geht, als Künstlerin weiterzuarbeiten. Das heisst: Singen und ein Publikum haben, das an meine Konzerte kommt.

Güvengül Köz Brown

Home Aktuelle Ausgabe Service Über uns Archiv Kontakt

DIE MIX IM NETZ: NEUER AUFTRIFF

Sie finden auf unserer Website alle aktuellen Beiträge sowie Hintergrundberichte, Reportagen, Interviews und Gastbeiträge aus vergangenen Ausgaben.

Die Printversion der MIX können Sie über unsere Website kostenlos abonnieren.

WWW.MIGRATIONSZEITUNG.CH

HEIMAT IM WANDEL

Ob neben- oder miteinander: In der Schweiz leben knapp 200 verschiedene Nationen zusammen, meist ganz unaufgeregt und unspektakulär. Das ist auch gut so, denn Migration ist keine Ausnahme, sondern Normalität. Eine Ode an die Vielfalt.



Foto: Claudia Link

Beim Essen ist das Fremde längst nicht mehr fremd.

Als Barack Obama 2008 zum ersten afroamerikanischen Präsidenten der USA gewählt wurde, waren Menschen weltweit von einer fast unheimlichen Euphorie beseelt. Seine Wahl war einerseits symbolischer Ausdruck dafür, dass die Gesellschaft toleranter geworden ist, und andererseits widerspiegelte sie die kulturelle, ethnische und religiöse Vielfalt der Vereinigten Staaten, ja der ganzen Welt. Diese Vielfalt ist auch in der Schweiz eine unumkehrbare Alltagsrealität. Menschen aus der ganzen Welt leben unauffällig mitten unter uns: als Polizisten, Hebammen, Kundenberater oder Unternehmerinnen. Wir haben sie und

viele mehr für diese Jubiläumsausgabe getroffen. In packenden Reportagen, spannenden Geschichten und berührenden Porträts erzählen sie offen von ihren unterschiedlichen Lebensläufen, von ihren Träumen und Ängsten sowie von ihrem Selbstverständnis, ein Teil der Schweizer Gesellschaft zu sein.

Weltweit und zeitgleich

Es ist kein Geheimnis: Durch die Globalisierung sind die Wirtschaft und die Menschen mehr denn je zusammengegriffen. Nach Angaben der Vereinten Nationen leben derzeit mehr als 230 Millionen Menschen ausserhalb ihres Heimatlandes, entweder freiwillig

oder gezwungenermassen. Das sind 3,2 Prozent der Weltbevölkerung. Die, die es sich leisten können, reisen heute schneller, billiger und weiter. Räumliche Entfernungen verlieren an Bedeutung. Fortschritte in der Kommunikation und Technologie erleichtern diesen Prozess. Insbesondere das Internet hat den Zugang zu Information und Wissen demokratisiert und eine Vielzahl von Lebensentwürfen sichtbar gemacht. Alles scheint möglich – weltweit und zeitgleich.

Zwar haben sich Migrationsbewegungen im Laufe der letzten Jahrhunderte bezüglich Geschwindigkeit und Um-

fang stark verändert, ein neues Phänomen sind sie trotzdem nicht. Auch Walter Leimgruber, Ordinarius und Leiter am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Universität Basel, sieht Migration als Teil unseres alltäglichen Lebens. «Seit jeher waren Menschen aus Armut unterwegs, wurden vertrieben von ihren angestammten Orten oder mussten ihren Lebenswandel umherziehend verdienen, als Wanderhändler, Gauklerin oder Söldner. Andere wanderten als Studierende, Gelehrte oder Kaufleute», so der Professor, der seit 2012 auch die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (EKM)

präsidiert. «Europa hat die Armen und Überzähligen jahrhundertlang nach Übersee exportiert.» Erst die moderne bürgerliche Gesellschaft und der damit verbundene territorial genau definierte Nationalstaat habe das Bild des über Generationen sesshaften Menschen geschaffen und geprägt. Dieses Bild ist als Normalfall noch heute in den Köpfen vieler tief verankert. «Dabei ist Migration keine Ausnahmesituation, die irgendwann wieder vorbeigehen wird», meint Leimgruber und fügt hinzu: «Das Gegenteil ist der Fall. Migration ist normal und wird an Bedeutung wohl eher zu- als abnehmen.»

Alles anders normal

Schon heute zeichnen sich in der Schweiz Konturen dieser Prophezeiung ab. Fernab der hitzig geführten politischen Debatten ist nämlich die soziokulturelle Vielfalt längst Normalität. Nicht nur in Bezug auf die zugewanderte Migrationsbevölkerung, sondern auch innerhalb von familiären Beziehungsstrukturen. Wer einen scheuen Blick in die Stuben «gebürtiger» Schweizer Familien wagt, sieht, dass es nichts Aussergewöhnliches mehr ist, einen holländischen Vater, eine thailändische Tante oder eine dunkelhäutige Cousine zu haben. Über ein Drittel aller Ehen werden heute bereits zwischen Schweizern und ausländischen Personen geschlossen. Tendenz steigend. Zählt man die Eheschliessungen zwischen Ausländerinnen und Ausländern unterschiedlicher Staatsangehörigkeit dazu, beträgt der Anteil binationaler Paare laut Bundesamt für Statistik gut 42 Prozent. Mit dieser Durchmischung erlangt auch die oft starr definierte nationale Zugehörigkeit eine ganz neue Bedeutung, die Leimgruber gegenüber der MIX wie folgt beschreibt: «Wir erleben eine grosse Auflösung nationaler Zugehörigkeiten, weil immer mehr Menschen zwei oder mehr Pässe haben. Die meisten gehen sehr pragmatisch damit um, leben verschiedene Zugehörigkeiten ganz selbstverständlich.» Kinder aus binationalen Familien oder Migrantinnen und Migranten der zweiten und dritten Generation nach ihrer Herkunft zu fragen, wird daher obsolet. Sie verstehen sich ganz selbstverständlich als schweizerisch wie auch als türkisch, tamilisch oder serbisch. Diese Auflösung aber mache auch Angst, konstatiert Leimgruber, «denn viele empfinden die Vielfalt nicht als Chance, sondern als Verunsicherung. Vertrautes verschwindet, neue Herausforderungen entstehen.» Das liege auch daran, dass die Glo-

balisierung nicht allen Menschen die gleichen Möglichkeiten und Chancen anbiete, sagt Leimgruber und fügt an: «Viele gehen dabei als Verlierer aus oder sehen sich als solche.» Und für sie sei ein Rückgriff auf eine möglichst vertraute, traditionelle Identität eine Stütze. Das könne eine nationale, eine religiöse oder eine andere Art von fixierter Zugehörigkeit sein, die ein Gefühl von Stärke und Sicherheit verspricht. Pluralität wird also als Chance, aber auch als Bedrohung für das kulturelle und gesellschaftliche Gleichgewicht der Schweiz wahrgenommen. So widersprüchlich diese beiden Auffassungen sein mögen, sie sind symptomatisch für die Auseinandersetzung mit dem Thema Zuwanderung.

Vielfalt als Bedrohung

Seit der Einführung der Personenfreizügigkeit mit der EU hat diese Auseinandersetzung eine neue Dimension angenommen. Ressentiments gelten vermehrt auch Hochqualifizierten. Insbesondere der Mittelstand macht sich angesichts des Bevölkerungswachstums Sorgen um seine berufliche Zukunft. Doch die Angst um den Arbeitsplatz ist nicht das Einzige, das die öffentliche Debatte anheizt. Migrantinnen und Migranten werden auch für alle anderen Herausforderungen im Land verantwortlich gemacht: hohe Mieten, knapper Wohnraum, Zersiedelung, überfüllte Züge, Kriminalität, sinkendes Bildungsniveau, ja sogar für das Misslingen eines Ausstiegs aus der Atomenergie. Gerade ökologische Aspekte werden neuerdings gerne mit Migration in Verbindung gebracht. So will etwa der Verband Ecopop mit seiner Initiative «Stopp der Überbevölke-

rung – zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen» der Umwelt zuliebe die Nettozuwanderung (Einwanderer minus Auswanderer) jährlich auf 16 000 Personen beschränken. Im Vergleich: 2012 betrug sie rund 73 000 Personen. Der herrschende Mangel an Fachkräften ist bis dato der wesentliche Motor der aktuellen Zuwanderung. Zu den Kritikern der Initiative zählen deshalb auch viele Wirtschaftsvertreter. Sie werfen dem Komitee vor, unter dem Deckmantel der Ökologie eine rassistische Ideologie zu verbreiten. Diesen Vorwurf weist André Welti, Ecopop-Präsident, vehement zurück: «Man soll zuerst einmal unsere Statuten und das Ziel der Initiative lesen und verstehen wollen, bevor man mit solchen Anschuldigungen kommt.» Globale Themen wie Natur- und Um-

weltschutz müssten national gelöst werden. Davon ist Welti überzeugt. «Den Laubfrosch am Katzensee bei Zürich kann man nicht mit einem internationalen Abkommen schützen: Es braucht immer eine detaillierte Ausföhrung vor Ort mit entsprechenden Gesetzen dazu.»

Zweifellos, die Zuwanderung stellt die Schweiz vor grosse raumplanerische und ökologische Herausforderungen. Allein im hochfrequentierten, überkantonalen Metropolitanraum Zürich ist die Bevölkerung in den Jahren 2000 bis 2010 um 300 000 auf 2,8 Millionen Einwohner gewachsen. Das entspricht einer jährlichen Zunahme von rund 1,1 Prozent. Diese Entwicklung müsse man ernst nehmen, meint auch Georg Tobler, selbstständiger Raumplaner und



Foto: zvg

Walter Leimgruber: «Wir sind weltoffener und toleranter geworden.»

Anzeige



Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt

Allgemeine Gewerbeschule Basel



Lerne Deutsch

2 oder 4 Lektionen pro Woche
3 x jährlich TELC-Prüfungen

Nächste Kurse ab
20. Januar – 27. Juni 2014
Anmeldeschluss:
Fr, 11. Januar 2014

Auskünfte und Anmeldeformulare

Allgemeine Gewerbeschule Basel
Schule für Erwachsene, Vogelsangstr. 15
4005 Basel, Telefon 061 695 62 23 |
www.agsbs.ch | ags.abu@edubs.ch





Foto: AVg

Georg Tobler: «Zuwanderung hält uns jung und anpassungsfähig.»

ehemaliger Leiter Agglomerationspolitik beim Bundesamt für Raumentwicklung ARE. Die Umweltbelastung und die Zersiedlung aber seien nicht in erster Linie auf die Zuwanderung zurückzuführen, sondern «auf die steigenden Ansprüche der ansässigen Bevölkerung», so Tobler. «Allein der Bedarf nach Wohnraum pro Kopf hat in den letzten Jahren massiv zugenommen und beträgt heute rund 50 m².» Hinzu käme die zunehmende Mobilität in der Freizeit und bei der Arbeit. «Die Initiative lenkt von den eigentlichen Problemen ab, die wir selber verursachen.» Nach dem klaren Ja zur Revision des Raumplanungsgesetzes hätte man endlich ein

eindeutiges und nachhaltiges Verdikt, um die Zersiedlung in der Schweiz zu bremsen, betont Tobler und ergänzt: «Wenn wir die Anstrengungen in der Integrationspolitik konsequent weiterverfolgen, dann wird es uns auch gelingen, die positiven Impulse der Zuwanderung aufzunehmen.» Schliesslich sei sie eine Bereicherung, die uns als Gesellschaft jung und anpassungsfähig halte.

Schweizer Erfolgsmodell

Grund zur Sorge gibt es auch aus Sicht von Leimgruber nicht, denn Migration sei ein Zeichen von Veränderung und solle durchaus diskutiert werden, «aber möglichst sachlich und unauf-

geregt. Wir haben in der Schweiz seit den 1950er-Jahren eine sehr grosse Zuwanderung, grösser als in praktisch allen anderen Ländern. Und wir haben diese Zuwanderung sehr erfolgreich gemeistert.» Der Erfolg zeige sich auf verschiedenen Ebenen, so Leimgruber. Nahezu alle Menschen seien gut integriert, es gebe keine Gettos, keine regelmässigen Ausschreitungen und keine Gruppen, die sozial vollkommen abgekoppelt und ohne Perspektiven sind. «Vergleicht man dies mit der politischen und öffentlichen Diskussion, reibt man sich manchmal die Augen.» Da würden dauernd Katastrophen beschworen und Ängste gefördert. «Dabei könnten wir stolz und auch ziemlich gelassen sein, was die Migration betrifft.»

Globalisierung im Kochtopf

Diese Gelassenheit haben wir, wenn es um das Essen geht, ist doch die kulinarische Globalisierung viel weiter fortgeschritten. Neben dem Fondue sind Sushi, Pizza und Döner Kebab vom heimischen Esstisch nicht mehr wegzudenken. Sie sind so selbstverständlich, dass wir sie nicht einmal als etwas Fremdes wahrnehmen. Wenn man die Redewendung «Man ist, was man isst» wörtlich nehmen würde, vereinen sich in uns etwa japanische, italienische und türkische Eigenschaften. Und ein bisschen südamerikanisch sind wir ja sowieso: Ohne die Kartoffeln aus den Anden könnte sich die Schweiz mit ihrem Nationalgericht Rösti heute kaum rühmen.

Gleichwohl, die zur Selbstverständlichkeit gewordenen Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen sowie mit anderen Überzeugungen machen

uns – von einigen Ausnahmen abgesehen – zugänglicher. Das bestätigt auch Walter Leimgruber: «Wir Schweizerinnen und Schweizer sind weltoffener und toleranter geworden. Wir bereisen die ganze Welt, verkehren wirtschaftlich mit der ganzen Welt, was also ist uns wirklich fremd? Werden wir vielleicht uns selbst fremd?»

Güvengül Köz Brown

Anzeige

Älter werden in der Schweiz Gesundheitsratgeber in acht Sprachen



Gesundheitsinformationen in mehreren Sprachen
www.migesplus.ch

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Bundesamt für Gesundheit BAG

Schweizerisches Rotes Kreuz
migesplus.ch



PATRIA IN CONTINUA EVOLUZIONE

In Svizzera convivono persone provenienti da quasi 200 Nazioni diverse. La molteplicità culturale, etnica e religiosa è una realtà quotidiana irreversibile. Persone provenienti da tutto il mondo vivono tra di noi senza dare nell'occhio: sono agenti di polizia, levatrici o impresari. Le abbiamo incontrate, insieme a tante altre, per questa venticinquesima edizione. In appassionanti reportage, storie divertenti e ritratti toccanti, raccontano dei loro diversi percorsi di vita, dei loro sogni e delle loro paure, nonché della loro consapevolezza di essere parte della società svizzera. Nel corso della globalizzazione, i movimenti migratori sono cambiati molto per quanto riguarda la velocità e la dimensione; il fenomeno non è tuttavia nuovo. Walter Leimgruber, presidente della Commissione federale della migrazione, chiede perciò più oggettività nel dibattito che riguarda l'immigrazione, «poiché in Svizzera quasi tutte le persone sono ben integrate, non ci sono ghetti, non ci sono atti di violenza che si ripetono in modo regolare e non ci sono gruppi totalmente emarginati a livello sociale e senza prospettive. Per quanto riguarda la migrazione, possiamo quindi essere fieri e rimanere anche abbastanza tranquilli.»

LA PATRIA SUT L'ENSAINA DA MIDADAS

Ubain in sper l'auter ubain in cun l'auter: En Svizra convivan stgars 200 differentas naziuns. La multifariadad culturala, etnica e religiosa è ina realitad irreversibla dal mintgadi. Umans da l'entir mund vivan discretamain tranter nus: sco polizists, sco spendreras u sco interpredidras. Nus avain scuntrà ellas ed els ed anc bler daplis per questa ediziun da giubileum. En reportaschas interessantas, en istorgias captivantas ed en purtrets commovents raquintan ellas ed els lur differentas biografias, lur siemis e lur temas ed explitgeschan l'evidenza dad esser ina part da la societad svizra. En connex cun la globalisaziun èn ils moviments migratorics sa midads considerablamain areguard la sveltezza ed areguard la dimensiun, in fenomen nov n'èn els dentant betg. Walter Leimgruber, president da la cumissiuun federala per dumondas da migraziun pretenda perquai dapli objectivitat en la debatta davart la migraziun «perquai che en Svizra èn quasi tut las persunas integradas bain, i na dat nagins ghettos, nagins acts da violenza regulars e naginas gruppas ch'èn dal tutfatg exclusas da la societad e ch'èn senza perspectivas. Nus pudain pia esser superbis ed er magari indulgents en quai che concerna la migraziun.»

«EINE GESELLSCHAFT KANN SICH NUR DANK DIVERSITÄT NEU ERFINDEN»

Der renommierte schwedische Ökonom und Bestsellerautor Kjell A. Nordström zählt weltweit zu den einflussreichsten Wirtschaftsexperten. Der aussergewöhnliche Vordenker kennt die Welt und ihre Probleme. Ein Gespräch über die Zukunft und mehr.

MIX: Die Wirtschaftskrise hat Europa zugesetzt. Manche Experten behaupten sogar, dass der Kontinent in die Bedeutungslosigkeit versinken wird.

Kjell A. Nordström: Das wird nicht passieren. Man kann schon heute beobachten, dass das Wirtschaftswachstum in Schwellenländern wie China, Indien oder Brasilien abnimmt. Sie sind gefordert, in Innovation zu investieren. Das wiederum kann nur passieren, wenn demokratische Rahmenbedingungen vorhanden sind, die das ermöglichen und fördern. Schauen Sie nach Saudi-Arabien oder Russland, die nicht für Demokratie bekannt sind, aber dafür reich an Ressourcen wie Erdöl und Erdgas: Sie haben es bisher nicht geschafft, diesen Reichtum in andere, wettbewerbsfähige Industriefelder zu transformieren. Ganz im Gegensatz zu den Innovationsstandorten Europa und USA.

Grosse Sorge bereitet auch manch einem die Globalisierung. Mit ihr überschreiten nicht nur Waren, sondern vermehrt auch Menschen nationale Grenzen.

Das stimmt und diese Angst muss man ernst nehmen. Zumal sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Europa stark verändert haben. Früher kamen Migrantinnen und Migranten und hatten innert kürzester Zeit einen Job. Die Wirtschaft hat regelrecht nach ihnen geschrien. Heute wandern sie zum Teil in die Perspektivlosigkeit aus. Ohne Arbeit gibt es aber keine Integration. Das ist der fruchtbare Boden für das Aufkommen von stark nationalistisch geprägten politischen Parteien. Ein Problem, das wir in den Griff bekommen müssen.

Und wie soll das geschehen?

Die Zukunft Europas hängt stark von der Zuwanderung ab – allein aufgrund der demografischen Entwicklung. Um die Bevölkerungszahl konstant halten zu können, müsste die Geburtenrate pro Frau bei 2,2 liegen. In Deutschland und der Schweiz liegt sie bei ca.

einem, in Italien sogar bei 0,8. Das müssen wir uns bei allen Diskussionen vergegenwärtigen. Zudem vergessen wir, dass sich eine Gesellschaft nur dank Diversität neu erfinden kann. Je kulturell vielfältiger ein Land ist, desto dynamischer und innovativer ist es – gerade aus ökonomischer Sicht. Hongkong, das Silicon Valley, London oder auch New York wären keine gigantischen Städte, wenn sie nicht so schonungslos vielfältig wären. Europa bekundet solche Mühe mit Zuwanderung, weil sich keines als klassisches Einwanderungsland sieht. In den USA ist das genau umgekehrt. Ein chinesischer Einwanderer nennt sich dort schon nach fünf Jahren Amerikaner und niemand hat ein Problem damit.

Europa muss sich also neu definieren?

Auf jeden Fall. Denn weder die Globalisierung noch die Zuwanderung lässt sich rückgängig machen. Wichtig ist, dass wir gemeinsam nach Lösungen suchen. Globale Phänomene lassen sich nicht im Alleingang lösen. Das gilt auch für die Schweiz.

Auch der technologische Fortschritt revolutioniert unser Leben. Was erwartet uns diesbezüglich?

Wir sind erst am Anfang dieser Entwicklung. Google, Twitter oder Facebook sind noch junge Unternehmen. Sie werden die Wirtschaft und die Politik weiterhin stark beeinflussen, die Vernetzung vorantreiben und dafür sorgen, dass wir globale Probleme gemeinsam angehen. Für den Weltmarkt revolutionärer wird aber die Etablierung des 3-D-Druckers sein. Wir werden Gegenstände künftig im Wohnzimmer ausdrucken können: ob Lampe, Stuhl oder Tisch. Das klingt wie Science-Fiction, ist aber bereits Realität. Die Perfektionierung dieser Drucker wird den Welthandel auf den Kopf stellen. Firmen müssen nicht mehr ins Ausland gehen, um günstig zu produzieren. Damit einhergehend



Foto: AVg

wird die Innovationskraft zusätzlich an Bedeutung gewinnen.

Werden diese Szenarien Menschen dazu bewegen, wieder ländlicher zu leben?

Das ist eine Utopie. Wir leben in einer urbanisierten Welt und daran wird sich nichts ändern. Bis 2035 werden bis zu 80 Prozent der Weltbevölkerung in Städten leben. Ich verstehe auch nicht, weshalb Städte immer verteufelt werden. Ich träume auf jeden Fall nicht vom roten Holzhaus am See. Warum auch? In einer Stadt ist die Lebensqualität höher und Bereiche wie Bildung, Gesundheitswesen, Sicherheit und Verkehr können in Städten effizienter organisiert werden.

Gibt es denn gar nichts, das Sie an der Globalisierung kritisieren?

Doch, doch, da gibt es einiges. Es macht etwa keinen Sinn, in Europa Wasser aus Argentinien zu importieren. Oder norwegischen Fisch nach Asien zu schicken, um ihn dort zu filetieren und zur Verpackung wieder nach Europa zu verschiffen. Hier braucht es internationale Vereinbarungen, wie im Bankenwesen. Trotzdem überwiegen die Vorteile der Globalisierung. Ohne internationalen Handel und Zuwanderung sehe ich für die Welt keine Zukunft.

Güvengül Köz Brown

DAS LEBEN BEGINNT IN DER STILLE

Die Geburt eines Kindes bedeutet für viele Paare das grösste Glück auf Erden. Für Maria Wolf bedeutet es Berufsalltag. Sie ist Hebamme am Bürgerspital Solothurn.

Bürgerspital Solothurn, 4. Stock, Geburtshilfe. Hier ist einer der Orte, wo das Leben beginnt. Wo Mütter und Väter zum ersten Mal die kleinen Füsschen ihres Babys streicheln, die Fingerchen berühren, die Haut küssen. Es ist ein Ort des Schmerzes und der Freude. Und trotzdem ist es hier ganz ruhig, still schon fast. «Beim Gebären befinden sich die Beteiligten in einem ganz eigenen Kosmos, während das Leben da draussen ganz normal weitergeht», sagt Maria Wolf, Hebamme, seit 24 Jahren, davon zehn Jahre im Bürgerspital.

Vielfalt ist Alltag

2012 kamen hier 1177 Babys zur Welt. Wie viele davon Migrationshintergrund hatten, wird nicht erfasst, denn die Nationalität spielt hier keine Rolle. «Bei uns arbeiten Menschen aus den verschiedensten Nationen: Albanien, Italien, Deutschland, Spanien, Ghana, Kroatien, der Schweiz, als Hebammen, Pflegefachfrauen, Ärzte.» Diese Vielfalt im Alltag sei eine Bereicherung. Nicht mehr und nicht weniger.

«Und wenn es mal Schwierigkeiten gibt, dann sind diese oft sprachlicher Natur. Viele Migrantinnen können die deutsche Sprache weder verstehen noch sprechen», sagt die Hebamme. Ist ein Baby aber erst da, gibt es viele Fragen, Unsicherheiten, egal, ob Migrantin oder Schweizerin. Warum weint es? Warum trinkt es nicht? Wie halte ich das Baby, wie lege ich es ins Bett? «Wenn von uns jemand die Sprache der Frau spricht, ist das ein grosser Vorteil. Wenn nicht, müssen wir uns kurzfristig mit Händen und Füssen verständigen. Ansonsten ziehen wir interkulturelle Übersetzende bei.» Wer den Hebammenberuf ausübt, braucht ganz viel Geduld und Empathie. Für Maria Wolf ist auch das Berufsalltag. «Ja, man gibt viel, aber man bekommt auch viel zurück, ein Lächeln, ein Händedruck, ein dankbarer Blick.»

Respekt geht immer vor

Feingefühl und Verständnis und das Wissen um die Sitten und Bräuche anderer Länder braucht es auch im Gebärsaal: für Frauen, die bis kurz vor der Geburt völlig bekleidet sind, weil sie sich nicht nackt zeigen wollen, Frauen, die ihr Baby erst in die Arme nehmen, wenn es gebadet ist, weil Blut unrein ist. Kulturen, die



Foto: Claudia Link

keinen Mann als Arzt akzeptieren. Wie auch immer die persönlichen Bedürfnisse der Frauen aussehen, im Bürgerspital Solothurn begegnet man ihnen stets mit Respekt, unabhängig davon, woher sie kommen. Denn in der Betreuung steht immer das Individuum im Vordergrund.

Sichtbare Integration

«In den letzten Jahren hat sich viel verändert. Wenn ich denke, noch vor ein paar Jahren», sagt Maria Wolf, «da haben sich einige Männer, etwa aus dem Balkan, machomässig auf dem Stuhl

rumgefläzt und die Frau allein gebären lassen oder die Fürsorge der Mutter oder den Schwestern überlassen. Da hab ich mich amig schon geärgert», so Wolf. «Doch heute kümmern sie sich um die Frauen und die Babys. Sie wissen, dass es nicht unmännlich ist.» Und sie ist überzeugt, dass viel Integration und Aufklärung unter den eigenen Landsleuten passiert.

Maria Wolf ist gebürtige Spanierin. Sie ist in der Schweiz geboren, wurde im Alter von sechs Monaten zu ihren Grosseltern nach Spanien gebracht.

Die Eltern wollten sich ein Polster erarbeiten und dann ihr Kind zurückholen. Doch die Mutter hat drei weitere Kinder geboren. Das in Spanien musste warten. Als sie acht Jahre alt war, wurde sie ins Flugzeug gesetzt und hierher gebracht. «Es hat Jahre gedauert, bis ich einen Platz in der Familie und der Gesellschaft gefunden hatte.» Und ja, wahrscheinlich habe sie auch deswegen viel Verständnis, «fürs Fremdsein in einem fremden Land».

Anita Zulauf

«EIGENTLICH SIND WIR GANZ ANSTÄNDIG»

Jugendsprache wird von Erwachsenen nicht verstanden oder als eine Verwerflosung interpretiert. Grund zur Sorge gibt es dennoch nicht, hat doch jede Generation ihre eigene Jugendsprache. Ein Besuch im Jugendtreff in Spreitenbach.



Foto: Claudia Link

Vom Treppengang her kann man die Jungs bereits hören. Besser gesagt hört man die Musik, die aus ihren Boxen dröhnt. Der Lautstärke nach erwartet man jetzt einen gigantischen Getto-blast. Und bevor man sich darüber Gedanken macht, wie ein zierlicher Jugendlicher überhaupt so ein Ding zu tragen vermag, wird man sich im selben Moment seines antiquierten Vorstellungsvermögens bewusst. Die Boxe, aus der die gefühlten 100 Dezibel dringen und mit der Amaha den

Aufenthaltsraum betritt, hat die Grösse einer Limonadendose. Sein Strahlen mündet in einer vertrauten Begrüssung mit den beiden Jugendarbeitenden Alessia Della Torre und Claudio Lucchi. Amaha und seine Freunde Beny, Bilal und Egzan kommen regelmässig hierher, jeweils am Mittwochnachmittag. Amaha wechselt den Song. «Alte, verhängs, mach es anders Lied», ruft Beny. Mit anderen Worten: «Alter, vergiss es, spiel ein anderes Lied ab!» Dass Jugendliche das Bedürfnis haben,

sich sprachlich von den Erwachsenen abzugrenzen, ist nichts Neues. Sprache ist seit jeher Teil der eigenen Identitätsfindung, die nicht selten durch Kreativität besticht. So kürte etwa der Langenscheidt-Verlag «Yolo» als Jugendwort des Jahres 2012, was so viel heisst wie «You only live once», zu Deutsch «Man lebt nur einmal».

Ironie ist essenziell

«Wir sind sehr frech zueinander», bemerkt Beny. «Wir beleidigen uns»,

fügt Egzan hinzu. «Das ist aber natürlich alles lieb gemeint.» Eine Selbstverständlichkeit für die Jungs, wofür es keiner weiteren Erläuterung bedarf. Grosszügige Gestikulationen, die sich mit lauten Sprüchen und herzhaften Lachern koppeln, zeugen nicht nur von pubertierender Männlichkeit, sondern auch von tiefer Freundschaft. Ironie im gegenseitigen Austausch scheint für die vier Spreitenbacher, deren Migrationshintergrund von Italien über den Kosovo und die Türkei bis nach Eritrea reicht, ein essenzieller Common Sense zu sein. Die Stimmung wirkt nur für einen winzigen Moment lang ernst, als wir auf die Reaktionen der Erwachsenenwelt zu sprechen kommen. «Die Leute auf der Strasse schauen uns nicht selten entgeistert an.»

Von Mädchen und Manieren

«Unsere Sprache würde ich als unanständig beschreiben», gibt Beny selbstkritisch zu Protokoll und wirkt dabei wie ein liebenswerter Lehrmeister. Ein verlegenes Lächeln macht sich darauf unter den Jungs breit, als sie um konkrete Beispiele gefragt werden – währenddessen leuchtet unsere Fotografin die vier Freunde ab. So was gehört sich einfach nicht in Anwesenheit einer Dame, sind sich Amaha, Beny, Bilal und Egzan unisono einig. «Eigentlich sind wir ganz anständig.»

www.jugendarbeit-spreitenba.ch

Christian Benz

SELBSTIRONIE ALS MEDIZIN

Ensar Abazi ist unter dem Namen Ensy Teil der Hip-Hop-Crew Uslander Production (UP). Mit ihren witzigen Texten sind die mehrheitlich albanischstämmigen Rapper zu einem unüberhörbaren Sprachrohr der Deutschschweizer Jugend geworden.

Wie kommt ein junger Mann aus Pratteln zum Rap?

Irgendwann als Teenager wollte ich nicht nur Hip-Hop hören, sondern auch selber rappen. So fing

ich an, Texte zu schreiben. Im Nachhinein betrachtet, war das ein super Deutschtraining für mich. Schliesslich hat sich das Texten auch in den guten Schulnoten meiner Deutschsaetze ausgezahlt.

Wie würdest du deine Musik beschreiben?

Ich habe zwei Seiten in mir. Als Solokünstler behandle ich ernste Themen. Wenn wir aber von UP Lieder aufnehmen, bin ich der Spassvogel. Vor allem Lockerheit

und Selbstironie widerspiegeln sich da in unserer Musik.

Was heisst das konkret?

Viele Rapper mit Migrationshintergrund nehmen sich sehr ernst, etwa wenn sie die Vorurteile thematisieren, mit denen sie hier zu kämpfen haben. Wir bei UP wollen diesen Vorurteilen auf humorvolle Weise entgegentreten. Über sich selbst lachen macht schliesslich das Leben einfacher. Eine Haltung, der wir unseren Erfolg zu verdanken haben. CB



Foto: ZVG

«MEINE HALTUNG IST NICHT SEHR POPULÄR»

André Dosé ist Präsident des Zürcher Grasshopper Clubs und eine fixe Grösse in der Schweizer Wirtschaft. Seine schicksalhafte Familiengeschichte verpflichtet ihn bis heute, soziale Standpunkte zu verteidigen. Ein Gespräch über Offenheit und die Gefahren der Fremdenfeindlichkeit.



MIX: Herr Dosé, beginnen wir bei den Wurzeln – mit der Geschichte Ihrer Mutter.

André Dosé: Eine beeindruckende Biografie. Meine Mutter war gerade 15 Jahre alt, als sie im Zuge der Besatzung durch Nazideutschland aus der heutigen Ukraine deportiert worden war. Zu Fuss von Osteuropa bis in ein süddeutsches Arbeitslager, gemeinsam mit anderen Zivilistinnen und Zivilisten. Ungeheuerliche Strapazen, die dort mit Arbeitseinsätzen fast rund um die Uhr weitergingen.

Ein grausames Schicksal, das sie schliesslich bis in die Schweiz führte?

Gemeinsam mit drei, vier anderen ist ihr die Flucht gelungen. Nachdem sie es schwimmend über den Rhein geschafft hatten und von den Schweizer Behörden aufgegriffen wurden, erfolgte die Internierung in einem

Flüchtlingslager im bernischen Sand. Nach Kriegsende hätte sie nach den geltenden Regeln das Land verlassen müssen. Diesem fast sicheren Gang in den Tod ist sie nur entronnen, weil sie sich mithilfe einer Berner-Oberland-Familie verstecken konnte. Eine humanitäre Geste, die in der Adoption meiner Mutter mündete.

Und Ihr Vater?

Auch er hat eine sehr eindrückliche Geschichte. Als Kind eines Schweizers in Böhmen musste er auf Druck der Nazis für Deutschland an die Front. Ansonsten wären mein Grossvater, ein Industrieller, und meine Grossmutter, eine böhmische Gastronomin, enteignet worden. Mein Vater war damals 15. Nach einer schweren Verwundung und nach einer zweijährigen Kriegsgefangenschaft in Russland kam er schliesslich in die Schweiz – wo er meine Mutter kennenlernte.

Haben Sie als Bub diese dramatischen Hintergründe mitgekriegt?

Als Kind konnte ich das nicht einordnen. Offen darüber geredet wurde nicht und wir erfuhren die Details erst im Erwachsenenalter. Aber wir wussten, dass unsere Mutter Russin ist. Und ich habe früh gespürt, dass ein Teil meiner Familie, also auch ein Teil von mir, etwas anders ist als der Durchschnitt. Kommt dazu, dass die Stimmung während des Kalten Krieges nicht gerade russlandfreundlich war.

Gab es deswegen Ressentiments?

Gesamtgesellschaftlich schon. Aber persönlich eigentlich nicht. Meine Mutter war bewundernswertweise trotz ihrer Geschichte eine Frohnatur und sehr beliebt im Dorf. Nur wenn Briefe aus Russland kamen – übrigens alle zensuriert –, war das dem Pöster etwas suspekt (schmunzelt).

Sie sind später in die USA gezogen. Was haben Sie selber für Migrationserfahrungen gemacht?

Anfang 20 bin ich für die Weiterbildung zum Berufspiloten in die USA gezogen – und fühlte mich da gleich zu Hause. Als Pilot bin ich schon vorher in der Welt herumgekommen und war die Konfrontation mit Unbekanntem und Neuem gewohnt. Ich dachte damals, ich kehre nie mehr in die Schweiz zurück. Bis heute fühle ich mich jeweils da zu Hause, wo ich gerade bin.

Hat dieses flexible Heimatempfinden auch mit Ihrer Familiengeschichte zu tun?

Grundsätzlich hat das mit Neugierde zu tun. Wissen zu wollen, wie andere Leute ticken. Eventuell habe ich durch meine Familiengeschichte aber schon früh eine solche Offenheit entwickelt. Je mehr Menschen und Regionen man später kennenlernt, umso geringer

werden die Vorurteile und Berührungsängste. Überall gibt es Positives und Negatives. Hier wie in den USA oder anderswo. Kommt hinzu, dass es einem die Menschen in den Staaten einfacher machen, ein Teil von ihnen zu sein, als dies im Schweizer Alltag der Fall ist.

In einem Interview mit der Basler «TagesWoche» monierten Sie hierzulande zunehmende Fremdenfeindlichkeit und Verslossenheit. Woran machen Sie das fest?

An Alltagserlebnissen, die sich summieren, und an politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen. In der Schweiz wird immer gleich klassifiziert und schubladisiert. Mit einem «fremden» Namen wird man nicht selten abgestempelt. Egal, ob hier geboren oder nicht. Davon können auch Führungskräfte aus meinem eigenen Umfeld oder Spieler von GC ein Liedchen singen. Das ist alltäglicher Rassismus. Solche Sachen machen mich rasend. Schweizer haben vergessen, wo sie herkommen: Sie waren das Armenhaus von Europa und mussten selber tausendfach auswandern. In South Carolina gibt es Schweizer Siedlungen, wo sonntags in Trachten mit Kuhglocken defiliert wird. Und niemanden stört es.

Und politisch?

Nehmen Sie die Minarettinitiative. Glauben Sie, irgendjemand der lautesten Befürworterinnen und Befürworter hat jemals einen Fuss in ein islamisches Land gesetzt, geschweige denn in einem gelebt? Versteht jemand von ihnen die Vielfalt innerhalb dieser Religion? Oder die Asyldebatte: Unsere Lage ist in der Welt nach wie vor extrem privilegiert. Das verpflichtet uns doch, etwas von unserem Reichtum abzugeben. Zumal das Gefälle zwischen Arm und Reich noch zunehmen wird und sich die Ärmsten verständlicherweise etwas davon holen wollen. Auf Dauer kommt es nie gut, wenn nur eine

Seite profitiert, nie. Da, wo es Probleme gibt, soll man sie lösen, die Probleme aber nicht grösser machen, als sie in Wirklichkeit sind.

Als positives Beispiel könnte man doch den Fussball heranziehen. Ihm wird grosse integrative Wirkung zugesagt.

Teilweise bestimmt. Innerhalb einer Mannschaft, die aus unterschiedlichsten Menschen zusammengewürfelt ist, funktioniert das prima. Das habe ich als Spieler des SC Baudepartement in Basel selber erlebt. Hingegen habe ich darüber hinaus oft auch genau das Gegenteil zu spüren bekommen. Ich war teilweise der einzige Schweizer in meiner Mannschaft. Die vorwurfsvolle Frage von Schweizer Gegnern, wie ich nur mit denen noch privat zusammensitzen könne, ist nur eine der vielen rassistischen Bemerkungen, die ich zu hören bekommen habe. Nein, auch im Fussball ist Intoleranz weit verbreitet. Und nicht nur im Amateurbereich.

Damit exponieren Sie sich als einer von wenigen Wirtschaftsführern sehr pointiert.

Ja, meine Haltung ist momentan nicht sehr populär und ich werde deswegen da und dort auch merkwürdig angeschaut. Es ist salonfähig, fremdenfeindlich und bewahrerisch zu sein. Es ärgert mich masslos, dass ich allein durch diese Haltung mit dem Stempel «linksgrün» versehen werde. Wieder so ein Stempel. Dabei bin ich aus tiefstem Herzen liberal. Ich habe nur etwas gegen mutlose Pauschalisierungen, die bremsen statt uns vorwärtsbringen. Die momentane Haltung in der Schweiz ist ein Holzweg und er macht mir für die weitere Entwicklung unseres Landes grosse Sorgen.

Inwiefern?

Die Schweiz verliert international dauernd an Bedeutung. Das ist Fakt und zeigt die Debatte um das Bankgeheimnis. Genauso, wie einzelne grosse



Foto: Claudia Link

europäische Länder neben aufstrebenden Wirtschaftsmächten an Bedeutung verlieren. Will Europa international weiter eine wichtige Stimme haben, muss es geeint auftreten und die sehr erfolgreiche Integration der letzten Jahrzehnte weiterführen. Europa ist nicht gescheitert, wie so viele behaupten – im Gegenteil. Abschottung bringt also nichts. Wir können die globalen Tendenzen nicht steuern und schon gar nicht aufhalten. Zudem muss die Schweiz endlich das Potenzial, das aus der Migration entsteht, die Alltäglichkeit, die heute Realität ist, anerkennen und nutzen. Durch sie kommen Inputs und Elemente ins Land, die man vorher nicht kannte, die für die Innovation eminent wichtig sind. Aber das erfordert eine ganz andere Geisteshaltung.

Ein frommer Wunsch?

Nein, es gibt trotz allem ja auch viele Menschen in diesem Land, die pragmatisch und offen genug sind, den Realitäten mutig zu begegnen und die Zukunft anzupacken. Auch wächst eine Generation heran, die durch günstige Reisen in der Welt herumkommt und Erfahrungen sammelt, die Vorurteile abbauen kann. Darauf setze ich meine Hoffnung und ich bin zuversichtlich. Knüpfen wir wieder an den liberalen Geist der Gründungsväter der modernen Schweiz an. Unser Land hat es bisher immer geschafft, seine Geschäftsmodelle den aktuellen Gegebenheiten anzupassen. Lösen wir uns doch endlich von der Miesmacherei und tun es diesmal auch so.

Philipp Grünenfelder

Anzeige

CHOR DER NATIONEN BERN

Viele Sprachen - eine Stimme

Konzert des CHOR DER NATIONEN BERN

Samstag, 23. November 2013, 19.00 Uhr

Französische Kirche Bern, Zeughausgasse 8

Lieder aus aller Welt in verschiedensten Sprachen mit mehr als 100 Mitwirkenden aus über 25 Ländern

chi i

Das heisse Konflikttraining für coole Köpfe

Informieren Sie sich unter:
www.srk-gr.ch
Tel. 076 379 50 34, info@srk-gr.ch

Rotes Kreuz Graubünden
Cruscs Cotschna Grischun
Croce Rossa Grigione



Foto: Claudia Link

Kathrin Rudolf (37), Hirtin und angehende Landwirtin

«Ich bin 125 000 km weit gereist, um zu entdecken, dass es lediglich 700 km von zu Hause entfernt sehr schön ist. Mit anderen Worten: In Chile wurde ich auf die Schweiz aufmerksam. Deutsche Bekannte, die in Südamerika wohnen, schwärmten von den hiesigen Alpen. Ich war damals von meiner sächsischen Heimatstadt Radebeul in die weite Welt gezogen, verbrachte einige Zeit in Chile wie auch in Neuseeland. Als Reisekauffrau machte ich meine Leidenschaft zum Beruf. Die Zeit im Büro aber hielt ich nicht lange aus. Mir ist es sehr wichtig, draussen in der Natur zu arbeiten. Bei der Recherche im Internet über die Schweizer Alpen las ich das erste Mal vom Herdenschutz, einer Organisation, die Schaf- und Ziegenherden schützt vor Übergriffen durch Wölfe, Luchse oder andere Raubtiere. 2003 kam ich das erste Mal auf eine Alp ins Wallis. Die Tiere, die Bergwelt und die Ruhe haben es mir von Anbeginn weg angetan. Auf der Alp bin ich nur während der Sommermonate. Ich habe dort sehr viele nette Leute kennengelernt. Nichts von we-

gen dumpfen Vorurteilen gegen Deutsche. Viele Bauern sind sehr dankbar über unsere Hilfe. Auch hier unten im bernischen Burgistein, wo ich die restliche Zeit des Jahres verbringe, fühle ich mich gut aufgehoben. Ich arbeite auf einem Biobauernhof und melke unter anderem die Schafe. Damit beliefern wir die Region mit Bioschafmilch sowie mit zahlreichen anderen Produkten vom Hof. Sich selbst zu versorgen, ist ein schönes, ja sehr befriedigendes Gefühl. Und ein Ziel, das ich mit meiner nebenberuflichen Ausbildung zur Landwirtin anstrebe. Ich träume von einem eigenen Hof, wo ich mit meiner Familie leben werde.» *CB*

www.herdenschutzschweiz.ch

Engin Sönmez (38), Kundenberater Versicherung

«Ich kam am 18. Juli 1975 im Kantonsspital Liestal zur Welt. Aufgewachsen bin ich im zwei Kilometer entfernten Frenkendorf, wo ich auch den Kindergarten und die Schule besuchte. Wegzugehen kam für mich nie in Frage. Auch nicht, als ich meine eigene Familie gegründet habe. Meine Tochter ist heute 13, mein Sohn 9 Jahre alt. Eigentlich sollte es mir nicht schwerfallen, Frenkendorf und damit die Schweiz meine Heimat zu nennen. Doch ab und zu beschleicht mich das Gefühl, heimatlos zu sein, denn irgendwie bin ich überall immer der Ausländer. In der Schweiz genauso wie in der Türkei. Als würde man in der Luft hängen. Dass ich nicht ganz dazugehöre, wird mir im Alltag nicht selten zu spüren gegeben. Kürzlich hat mir ein Autofahrer ins Gesicht gesagt, ich solle doch dorthin zurückgehen, wo ich herkomme. Nur, weil ich ihn gefragt habe, warum er mir den Weg versperrt hatte. Solche Diskriminierungen verstehe ich nicht. Warum muss man das Leben schwerer machen, wenn es auch einfacher geht? Ich ge-

höre doch innerlich zu beiden Ländern. Hier habe ich meine Freunde und meine Familie, dort meine gesamte Verwandtschaft. Ich bin davon überzeugt, dass ein Schweizer Pass mir geholfen hätte, mich in der Schweiz 100 Prozent zu Hause zu fühlen. Doch aus nicht nachvollziehbaren Gründen wurde mir sogar die Einbürgerung verwehrt. Das ist traurig. Ich möchte aber nicht alles dramatisieren, denn es gibt überall gute und schlechte Menschen. Meine Herkunft und mein Name spielen zum Beispiel im Berufsalltag gar keine Rolle. Als telefonischer Kundenberater ist nur meine Kompetenz gefragt. Dann ist die Realität der modernen Schweiz so wunderbar normal.» *GK*



Foto: Claudia Link



Foto: Claudia Link

Peter Jossi (46), selbstständiger Berater

«Ich stamme aus einer reformiert-protestantischen Bergbauernfamilie aus dem Berner sowie dem Zürcher Oberland. Gute Bibelkenntnisse waren in diesem Umfeld ebenso selbstverständlich wie das Interesse, die jüdischen Quellen genau zu lesen. Aufgewachsen bin ich aber im Jura und im katholischen Teil des Toggenburgs. Dabei entwickelte ich auch eine grundsätzlich kritische Haltung gegenüber religiösen Dogmen jeder Art, primär gegenüber dem Katholizismus und den sogenannten «freikirchlichen» Kreisen. Meine beiden Töchter, die ältere ist mittlerweile volljährig, sind durch ihre Mutter jüdisch. Sie sind in einer offenen, aber klar jüdischen Tradition aufgewachsen, mit Schabbath-Feiern und Jahresfesten wie Pessach oder Chanukkah. Dadurch konnte auch ich mich intensiv mit der Religion auseinandersetzen, lange bevor ich mich dazu entschlossen hatte, zum Judentum zu konvertieren. Für mich war es quasi die offizielle Bestätigung einer langjährigen Entwicklung. Wie üblich, erfolgte der Übertritt nach einer längeren Lern- und Vorbereitungsphase,

wozu auch die Integration in eine bestimmte jüdische Gemeinschaft gehört. In meinem Fall war es die Liberal Jüdische Gemeinde Basel Migwan, deren progressive Ausrichtung mir sehr entspricht. Dort wirke ich auch seit Längerem im Vorstand. Die jüdische Identität ist natürlich unabhängig vom persönlichen Hintergrund immer von der jüdischen Geschichte geprägt. Neben den bekannten Zeiten der Verfolgungen gehören dazu auch die «guten» Zeitabschnitte. Der Begriff «Schicksalsgemeinschaft» ist für mich daher treffend, gerade auch was den bewussten Über- und Eintritt angeht. Dies zeigt sich etwa an den verschiedenen Gedenktagen im jüdischen Kalender. Das ist eine für alle gleichermaßen anspruchsvolle wie auch bereichernde Herausforderung.» *GK*

www.migwan.ch

Savo Simic (27), Polizist

«Schier ausgeflippt sei ich als Kind, wenn ein Streifenwagen an uns vorbeifuhr. Das erzählen mir meine Eltern immer wieder gerne. Ich bin in Bosnien geboren, aber hier aufgewachsen. Bei der Kantonspolizei Bern bin ich wohl fast der Einzige mit Wurzeln im Balkan. Ich fühle mich aber eindeutig als Schweizer. Dass es Leute gibt, die Vorurteile haben, damit muss ich leben. Wenn mich jemand auf meine Herkunft anspricht, gebe ich noch so gerne Auskunft. Die Leute im Team wie auf der Strasse aber sind sehr nett. Man könnte fast von einer heilen Welt sprechen hier im idyllischen Oberland. Es ist immer wieder interessant, zu sehen, wie unsere Uniform wirkt. Die Leute erwarten von mir Kompetenz in allen Belangen, was nicht selten eine Herausforderung darstellt. Das aber ist es, was ich an meinem Beruf so schätze. Kein Tag gleicht dem anderen. Gstaad hat viele Touristen und ist sehr international. In der Hauptsaison sprechen wir öfter Englisch und Französisch als Deutsch. An meinem Job liebe ich

die Spannung, was mich als Nächstes erwartet. Polizist zu sein, geht über die Arbeitszeit hinaus. Das sehe ich, wenn mich meine Freunde etwa nach den Verkehrsregeln fragen. Das sehe ich auch an mir selbst. Ich muss immer schön achtgeben, wie ich mich verhalte. Beispielsweise wäre ich unglaublich, würde ich in meiner Freizeit im Halteverbot parken. Ansonsten bin ich oft in Bern bei Freunden oder bei meinen Eltern im Kanton Freiburg. Es macht sie stolz, dass ich meinen Kindheitstraum verwirklicht habe. Und dass sie einen Polizisten in der Familie haben. Einen Polizisten mit Migrationshintergrund.» *CB*



Foto: Claudia Link

«HIER FINDET MAN NIEMANDEN FÜR DIE FELDARBEIT»

Der Gemüsebauer Thomas Wyssa unterhält auf seinem Hof in Galmiz im Kanton Freiburg Saisonarbeiter aus Portugal. Einige davon schon seit mehreren Jahren.



Foto: Claudia Link

Wie ist Ihr Hof strukturiert und wie viele Leute arbeiten bei Ihnen? Wir bewirtschaften auf unserem Hof 20 Hektaren Land. Davon sind 1,1 Hektar mit Glashäusern oder Folientunneln überdeckt. Im Sommer haben wir eine Glashausgruppe und eine Freilandgruppe. Im Moment arbeiten dreizehn Portugiesen, 4 Lehrlinge, 2 Aushilfen, unser Sohn, meine Frau und ich im Betrieb.

Seit 33 Jahren sind Sie Gemüseproduzent. Was hat sich in dieser Zeit verändert?

Wir sind zunehmend durch Vorschriften bestimmt. Das hat zur Folge, dass wir mehr Büroarbeit leisten als früher und unsere Arbeit aufzeichnen müssen. Zudem haben auch einige Maschinen gewisse Arbeiten übernommen, wobei immer noch sehr viel Erntearbeit von Hand erledigt werden muss.

Diese Handarbeit wird während der Erntezeit von portugiesischen Saisonarbeitern erledigt. Warum die auswärtige Unterstützung? Wir sind fünf Familienmitglieder auf unserem Hof und wir wollen als landwirtschaftliches Unternehmen wachsen. Mit der grossen Anzahl an Gemüse wie auch den zwanzig verschiedenen Sorten können wir die anfallende Arbeit allein nicht mehr bewältigen. Zudem findet man hier in der Schweiz niemanden für die Feldarbeit. So sind wir auf auswärtiges Personal angewiesen. Heute arbeiten bei uns immer mehr Personen nicht nur saisonal, sondern das ganze Jahr.

Wie lange dauert eine Saison? Elf Monate. Die Männer kommen im Februar und arbeiten bis Dezember. Danach geht es für einen Monat wieder zurück in die Heimat. Das ist eine lange Zeit, aber die Leute haben schliesslich auch ein Bedürfnis nach einem sicheren Einkommen.

Spüren Sie eigentlich auf Ihrem Hof die wirtschaftliche Krise in Portugal?

Die spüre ich insofern, als dass ich täglich mehrere Anrufe erhalte von Portugiesen, die gerne bei uns arbeiten möchten.

Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihren portugiesischen Mitarbeitenden?

Wir haben ein gutes Verhältnis zusammen. Schliesslich begegne ich vielen auch ausserhalb der Arbeitszeit, denn die Hälfte der Leute wohnt bei uns auf dem Hof, wo sie ihre eigene kleine Wohnung haben mit Schlafzimmer und Küche. Die andere Hälfte wohnt in der Region, mit ihren Familien. Einige von ihnen kommen bereits seit zehn Jahren zu uns, andere nur für eine Saison.

Sie sind auch Präsident der SVP in Ihrer Gemeinde Galmiz. Ist das nicht ein Widerspruch?

Nein, keineswegs, denn die Personen, die das ganze Jahr bei uns arbeiten, haben ihre Familien hier und sind sehr gut integriert. Die saisonalen Arbeitskräfte gehen wieder nach Portugal zurück, wenn der Vertrag ausgelaufen ist.

Christian Benz

Anzeige



Deutschkurse auf allen Niveaustufen – bessere Integration und mehr Chancen im Beruf

An der Klubschule Migros beginnen regelmässig Deutschkurse auf allen Niveaustufen des europäischen Referenzrahmens (A1–C2). Wir führen Sie professionell und zielgerichtet zu den telc-Zertifikaten (A1–C1), deren Prüfungen in unserer Institution

durchgeführt werden. Ausserdem bietet die Klubschule Vorbereitungskurse für die Diplome des Goethe-Instituts an. Verschiedene Aktivitäten ausserhalb des Unterrichts fördern zudem die soziale Vernetzung und Integration.

Infos und Anmeldung unter Tel. 0844 844 900 oder www.klubschule.ch



«ALLE IN DER SCHWEIZ KENNENGELERNT»

Abgeleitet vom Bild eines bunten Flickenteppichs entstand 1990 der Begriff Patchworkfamilie, der sich heute erst recht als treffend bewährt. Schliesslich lässt sich die Bildhaftigkeit dieses Teppichs auch auf die Multinationalität vieler solcher Familien anwenden. Ein Besuch bei den Tataros.

«Bei uns am Tisch wird Hochdeutsch geredet, mit Schweizer Einschlag», Maya Tataro lacht dabei herzlich. «Meiner deutschen Tante stehen in solchen Momenten immer die Haare zu Berge, wenn wir vom «Grillieren», «Parkieren» oder «Pressieren» sprechen.» Tataro könnte man als Dreh- und Angelpunkt einer lebhaften und allen voran bunt gemischten Patchworkfamilie beschreiben. Die in Basel wohnhafte Familie vereint eine beeindruckende Anzahl an Nationen. Tataro ist halb Deutsche und halb Italienerin, der Mann ihrer ersten beiden Töchter ist Italiener. Ihr jetziger Partner und Vater der jüngsten Tochter hat seine Wurzeln in Algerien. Aufgewachsen aber ist er in Frankreich, wo seine Familie bereits in der dritten Generation lebt. Schaut man sich auch noch bei Tataros vier Geschwistern um, gesellt sich da eine Schwägerin aus Mexiko, ein persischer Schwager sowie ein Lebenspartner mit angolanischem Elternteil dazu. «Das interessante an unserer multinationalen Grossfamilie», bemerkt Tataro, «alle haben sich in der Schweiz kennengelernt.»

Wer bist du?

Was auf dem Papier steht, muss nicht mehr bedeuten. «Heimat ist für mich ein Gefühl, ein Ort, den ich nicht unbedingt kennen muss, an dem ich mich aber auf jeden Fall wohlfühle.» Dass Heimat nicht an einen Ort gebunden sein muss, wird Tataro bereits in der Kindheit bewusst. «Ich war nie Italiener und werde doch nie Schweizer.» Diese Worte ihres Vaters sind ihr bis heute geblieben. Die Herkunft hat seither nie eine Rolle bei der italodeutschen Familie gespielt: «Die Person ist schliesslich viel interessanter.» «Wer bist du?» anstatt «Woher kommst du?» Fragt man bei der nachfolgenden Generation nach, bei Tataros Töchtern im Teenageralter, wird die eigene Identität schon klarer. «Ich fühle mich als Schweizerin», sagt Aglaya, ohne mit der Wimper zu zucken, und ihre Schwester Joana stimmt ihr einhellig zu. Das aber genauso viel Italianità durch ihre Venen fliesst, bringt Joana lächelnd auf den Punkt: «Ich rede gerne laut und gestikuliere viel.»

Amels Welt

Die kleine Amel, Tataros jüngste Tochter, kann noch nicht sprechen. Ihr Vater spricht aber jetzt schon mit ihr Französisch. Die Vielfalt wird Amel mit

der Muttermilch wahrlich aufsaugen. Einmal pro Woche passt eine Babysitterin auf das Mädchen auf. Sie ist halb Deutsche und halb Ghanaerin. Und sollte die einmal keine Zeit haben,

dann springt die Gotte mit türkischem Background oder der schweizerisch-israelische Götti noch so gerne ein.

Christian Benz



Foto: Claudia Link

AN EINEM SONNTAG

Vielleicht braucht es die erste Bundesrätin mit tamilischem Namen, bis wir uns der Vielfalt unseres Landes wirklich bewusst werden. Vielleicht reicht auch nur der Besuch an einem Schwingfest. Ein Bericht aus Chézard-St-Martin.



Fotos: Claudia Link

Wie sich Alfons Thurneysen wohl gefühlt haben muss, damals, als er von Biel nach Hause fuhr? Nach drei Tagen Schwingen war er sicher müde. Vielleicht auch glücklich, trotz allem. Weniger glücklich jedenfalls war die Jury über seinen Sieg. Grund dafür: Thurneysen war Franzose.

Wie sich Dieylani Pouye fühlt, ist besser bekannt. Das zumindest verrät sein Strahlen, nachdem er dem Kontrahenten das Sägemehl vom Rücken gewischt hat. Seit diesem Morgen hat Pouye soeben seinen dritten Sieg errungen von bisher vier Kämpfen. Jetzt stehen ihm noch zwei bevor. Er schwingt für den Kanton Genf. Pouye kommt aus dem Senegal.

Es geht um viel

An diesem Sonntag, an der Fête romande de lutte suisse im neuenburgischen Chézard-St-Martin, treten die besten Schwinger aus der Romandie gegeneinander an. Wer gewinnt, qualifiziert sich für das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest, das nur alle drei Jahre stattfindet. Quasi die Champions League des Schwingens.

Der fünfte Kampf geht nicht für Pouye aus. «Den nächsten musst du gewinnen, Dieylani!» Trainer Eric Haldi lehnt sich zu ihm über. Er ist Präsident des Genfer kantonalen Schwingerverbands. Auch Bruder Marc Haldi, Jurymitglied an diesem Turnier, klopft dem 1-Meter-90-Hünen auf die Schultern: «Du musst!» Die Brüder stehen seit 2011 Pouye zur Seite. Der nächste Kampf ist nicht nur der letzte, sondern auch der entscheidende. Pouyes Ehrgeiz zeigt sich nicht in theatralischen Gesten, dafür durch klare Antworten. Willst du Schwingerkönig 2013 werden? Er nickt mit einer Selbstverständlichkeit, als würden wir uns über das Wetter unterhalten. Der Himmel an diesem Julitag ist strahlend blau.

Zwischen der Schweiz und Senegal

Wie eigentlich kommt ein junger Senegalese zur traditionellsten Schweizer Sportart? Alles beginnt vor gut zwei Jahren mit einem Dokumentarfilm, der das



Schwingen wie auch das Laamb, eine afrikanische Ringkampfsportart, thematisiert. Der Laamb-Profi Pouye wirkt darin mit. Der Volkssport hat im Senegal eine lange Tradition und genießt ein hohes Prestige. Pouye ist in seiner Heimat ein gefeierter Star, bereits sein Vater war ein grosser Ringer. Der Dokumentarfilm machte ihn neugierig und so war die Leidenschaft für das Schwingen geweckt. Eine Gruppe Einscheller zieht mit ihren Kuhglocken an uns vorbei. Pouye kommt ins Schwärmen, zupft dabei Teamkollege Vincent ein Sägemehlspan vom Rücken. «Traditionen sind einfach das Herzstück eines Landes.»

Von April bis Oktober ist Pouye jeweils in der Schweiz, wo er bei den Haldis trainiert. Danach kehrt er in die Heimat zurück, dann startet die Saison des Laamb. Letztes Jahr reichte es gerade mal für die Teilnahme an einem Schwingerturnier. Dieses Jahr war der 26-Jährige bereits an jeder welschen Vorausscheidung dabei.

C'est la vie

Die Spannung steigt vor dem letzten Kampf. Beim Laamb geht es vor allem darum, den Gegner auf den Sandboden zu kriegen. Beim Schwingen hat verloren, wer mit beiden Schulterblättern das Sägemehl berührt. Pouyes Kontrahent ist sehr stark. Im Publikum ist Ruhe eingekehrt. Lediglich Nicoles Eurovision-Hit «Ein bisschen Frieden» ertönt aus den Boxen. Der athletische Pouye setzt auf seine Standfestigkeit, weshalb er seine Beinmuskulatur intensiv trainiert

hat. Mit seinem durchtrainierten Körper sticht er unter den eher massigen Teilnehmern heraus. Das verschafft dem 105-Kilo-Mann einige Vorteile. Immer wieder stehen jetzt die beiden Schwinger fast rechtwinklig einander gegenüber, immer die Lenden des anderen fest im Griff. Dann aber geht alles ganz schnell, ein unerwarteter Ruck. Pouye liegt mit den Schultern im Sägemehl. Die Zeit steht einen Moment lang still. «... ein bisschen Frieden, ein bisschen Träumen und dass die Menschen nicht so oft weinen ...» Pouye kniet, als ob er den Kopf im Boden vergraben wolle. Sein Kontrahent hievt ihn hoch, wischt ihm das Sägemehl vom Rücken. C'est la vie. Die beiden umarmen sich. Mit gesenktem Kopf kehrt Pouye zu seinen Genfer Jungs zurück: «Du hast grossartig geschwungen, Dieylani!» Nach und nach steigen Leute aus den Zuschauerreihen herunter, um ihm für seine Leistung zu gratulieren. Und allmählich

ersetzt ein Lächeln Pouyes Enttäuschung. Dass es auch den einen oder andern im Publikum gibt, der einen schwarzen Schwinger als Bedrohung empfindet, wird in solchen Momenten zur Nebensache. Pouye möchte nächstes Mal wieder antreten. Klarer Fall. In drei Jahren ist sehr viel möglich.

Die Geschichte von Alfons Thurneysen nahm ein glückliches Ende. Das Gremium des Eidgenössischen Schwingerverbands hat sich Jahre später ans Herz gefasst. «Schwinger ist Schwingen» oder so ähnlich werden sich die Herren sicher gesagt haben. 1917 wurde Thurneysen der Titel «Schwingerkönig 1897» offiziell zugesprochen.

Weitere Fotos von Dieylani Pouye finden Sie in unserer Bildergalerie auf www.migrationszeitung.ch

Christian Benz

AN SICH FEILEN

In der Schweiz zählt der Eidgenössische Schwingerverband (ESV) rund 6000 registrierte Schwinger. Laut ESV-Geschäftsführer Rolf Gasser haben davon ein bis zwei Prozent der Mitglieder einen Migrationshintergrund. Die Teilnahme an Schwingfesten sei Nichtschweizern seit jeher offengestanden, hält Gasser fest, allerdings «war es halt früher schon etwas speziell, dass ein Ausländer, wie 1897 Alfons Thurneysen, Schwingerkönig wurde». Gasser freut sich über Dieylani Pouyes Teilnahme: «Wenn er weiterhin hart an seiner Schwingtechnik feilt, stehen seine Chancen nicht schlecht, sich 2016 für das Eidgenössische in Estavayer-le-Lac zu qualifizieren.»

Anzeige

Das Kompetenzzentrum für Integrationsfragen im Kanton Basel-Landschaft

Unsere Angebote

- Dolmetsch- und Übersetzungsdienst
- Weiterbildung in interkultureller Kommunikation
- kostengünstige Deutschkurse
- mehrsprachiger Beratungsdienst
- Sprachprüfungen
- Staatskundekurse
- individuelle Firmenkurse/-lösungen

Ausländerdienst Baselland
Bahnhofstrasse 16, 4133 Pratteln
Telefon 061 827 99 00
info@auslaenderdienstbl.ch
www.auslaenderdienstbl.ch



Foto: Claudia Link

Scarlette Gruber (18), angehende Handelsschülerin

«Auf dem Pausenhof wurde nicht selten getuschelt. Auch hinter dem Lehrerpult. Als ich einmal etwas in der Schule vergessen hatte und mich auf den Weg ins Klassenzimmer machte, vernahm ich durch den Türspalt, wie zwei meiner Lehrerinnen über mich redeten. An den schulischen Leistungen kann es nicht gelegen haben, ebenso wenig an meinem Betragen. Die Lehrerin sagte ihrer Kollegin schliesslich, dass sie ein grosses Problem damit habe, dass ich eine Jenische bin. Es lebt sich nicht ganz einfach hier in der Schweiz. Das musste ich auch bei den Vorstellungsgesprächen für Lehrstellen immer wieder feststellen. Sobald etwa nach dem Beruf meines Vaters gefragt wurde, schien das Urteil schon gefällt. Mein Vater ist Alteisenhändler, ein typischer Beruf bei uns Jenischen. Jetzt absolviere ich ein Praktikum bei der Dachorganisation

der Jenischen, der Radgenossenschaft der Landstrasse, wo ich später gerne einmal arbeiten möchte. Wir helfen bei diversen Problemen, organisieren Stand- und Durchgangsplätze sowie vieles mehr. Im Gegensatz zur gängigen Vorstellung gehöre ich nicht den Fahrenden an. Meine Familie hat nach meiner Geburt den Wohnwagen gegen eine Wohnung eingetauscht und sich in Uznach sesshaft gemacht. Sie hat mir auch immer den Rücken gedeckt, wenn ich irgendwelchen Diskriminierungen ausgesetzt war. Und das hat mich gestärkt. Ich habe gelernt, darüber zu stehen, ja teilweise darüber zu lachen. Ich wünsche mir mehr Respekt unserer Kultur gegenüber. Ich bin aber zuversichtlich. Schau ich mich in meinem engsten Freundeskreis um, bin ich nämlich die einzige Jenische.» *CB*

www.radgenossenschaft.ch

Andrej Vckovski (48), CEO

«Der Arbeitsplatz meines Vaters war nur fünf Minuten entfernt von unserem Zuhause. Es kam vor, dass ich am Samstagmorgen in sein Büro radelte. Um 11 Uhr abends riefen mich meine Eltern dann besorgt an, wo ich denn die ganze Zeit stecke. Ich hatte die Zeit komplett verloren vor diesem neuen, faszinierenden Ding, das sich Computer nannte. Als Bauingenieur hatte sich mein Vater einen Computer zugetan für seine Berechnungen, was in Sachen Produktivitätssteigerung einer Revolution gleichkam. Nachdem er ihn im Büro ausgepackt hatte, nahm ich ihn gleich in Beschlag. Das war 1977 und ich 12 Jahre alt. Das Brettspiel Mastermind war meine erste Programmierung. Mein Vater und sein Geschäftspartner wurden alsbald auf mich aufmerksam. Sie begannen, mir Formeln zu geben für ihre Berechnungen, mit denen ich Programme

schrrieb. Zu dieser Zeit wusste ich nicht genau, was ich da tat. Durch Zufall wurde Hannes Keller, Computerpionier und damals einer der einzigen Händler in der Schweiz, auf mich aufmerksam. So hatte ich die Möglichkeit, bei ihm in den Schulferien zu arbeiten. Das war schon ein tolles Gefühl. Während meine Schulkollegen Zeitungen austrugen, hatte mir Keller einen Computer gegeben, mit dem ich arbeiten konnte. Die Informatik hat mich seither nie mehr losgelassen, auch während meines Physikstudiums nicht. Heute leite ich die Softwarefirma Netcetera, die ich mit fünf Arbeitskollegen 1996 gegründet habe. Mittlerweile arbeiten rund 350 Angestellte für unser Unternehmen an Standorten in Zürich, Bern, Vaduz und Dubai. Auch haben wir einen Sitz in Skopje, von wo aus meine Eltern in den 1950er-Jahren in die Schweiz gezogen sind.» *CB*



Foto: Claudia Link

Anzeige

Deutsch am Arbeitsplatz
für Arbeitgeber und Berufstätige mit Migrationshintergrund

Wir bieten für fremdsprachige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter individuelle Kursmodule in deutscher Sprache an. Die Kursleitung kommt in Ihren Betrieb und die Module werden den Bedürfnissen der Teilnehmenden und des Betriebes angepasst.

Das K5 Basler Kurszentrum ist ein Bildungs- und Begegnungszentrum. Informationen zum K5 sowie zu unseren Deutsch- und Integrationskursen mit Kinderbetreuung finden Sie auf unserer Website www.k5kurszentrum.ch

Neue Schwimmkurse für Frauen

... und viele weitere transkulturelle Kursangebote

Jetzt informieren oder anmelden:
T. 061 551 01 20 oder www.gsuenderbasel.ch



Foto: Claudia Link

Lucia Resta (75), Rentnerin

«Ich war 24 Jahre alt, als ich vor 51 Jahren aus einem kleinen süditalienischen Dorf bei Avellino in die Schweiz kam. Ich hatte weder einen richtigen Schulabschluss noch eine Berufsausbildung. Umso mehr erhoffte ich mir ein besseres Leben in der Schweiz. So wie viele andere Italienerinnen und Italiener, die damals als Gastarbeiter in die Schweiz kamen. Doch das Leben und die Arbeit in der Fabrik waren härter, als ich es mir erträumt hatte. Ich dachte, ich würde innert kurzer Zeit genug Geld sparen, um ein Haus im Dorf zu kaufen. Dazu kam es nie. So blieb Italien für mich, die schnell wieder zurückgehen wollte, in weiter Ferne. Dafür wurde die Schweiz zu meinem Lebensmittelpunkt. Ich heiratete und wurde Mutter von drei Kindern. Den einzigen Kontakt zu Einheimischen hatten wir vor allem am Arbeitsplatz. Wir – die «lauten Tschingellis»

– blieben zum grossen Teil unter sich. Das ist einer der Gründe, warum ich die Sprache noch heute nicht so gut kann. Das macht mich sehr traurig, weil ich permanent auf die Unterstützung meiner Kinder angewiesen bin. Sie begleiten mich zu Arztterminen, Behörden oder eben zu diesem Porträt. Rückblickend bereue ich es sehr, dass ich mich nicht selber mehr bemüht habe, die Sprache zu lernen. Aber dann wieder frage ich mich, wie ich das als alleinerziehende Mutter mit zwei Jobs und wenig Lohn hätte tun sollen. Heute geht es mir finanziell leider nicht besser. Meine Rente ist sehr niedrig. Nach 30 Jahren harter Arbeit bin ich immer noch nicht in der Lage, mein Leben selbst zu finanzieren. Das ist erniedrigend. Trotzdem möchte ich hier in der Schweiz meinen Lebensabend verbringen. Hier, in der Nähe meiner Kinder ist mein Zuhause.» *GK*

Vania Kukleta (32), Unternehmerin

«Als Kind wünschte ich mir manchmal spiessigere Eltern. Eltern, die abends auch mal Käse und Brot assen. Schon der Inhalt meiner Znüni-Box tanzte stets aus der Reihe. Anstatt eines Apfels gab es bei mir reife Bananen, Mango- und Papayaschnitzte. Das war mir damals peinlich. Heute muss ich darüber schmunzeln, denn wenn es etwas gibt, wofür ich ihnen zutiefst dankbar bin, dann, dass ich das Glück hatte, in einer binationalen Familie aufzuwachsen. Meine Mutter stammt aus Brasilien, mein Vater aus Tschechien. Kennengelernt haben sie sich aber in Peru. So international ist mein Leben schon immer gewesen und ist

es noch heute. Dass ich mich trotzdem als Schweizerin fühle, ist für mich kein Widerspruch. Ich definiere schon Familie ganz anders. Mit Blutverwandtschaft hat es wenig zu tun. Es ist eher ein Gefühl der Nähe, die man für bestimmte Menschen empfindet. So habe ich zum Beispiel die besten Freunde meiner Eltern, die aus aller Herren Ländern kommen, immer als meine Tanten und Onkel wahrgenommen. In einer Grossstadt wie Zürich ist dieser Reichtum an Vielfalt nichts Aussergewöhnliches. Als Unternehmerin profitiere ich natürlich davon, dass mir die Offenheit praktisch in die Wiege gelegt wurde. Den Schritt in die Selbstständigkeit habe ich allerdings nicht bewusst gemacht. Alles fing damit an, dass mein Freund und ich zusammenziehen wollten. Beim Packen merkte ich, dass meine Sachen in der neuen Wohnung nie Platz gehabt hätten. Ich musste ausmisten, das stand fest. Anstatt alles zu entsorgen, entschloss ich mich, zu Hause einen Flohmarkt zu organisieren. Der Andrang war gross, die Marktlücke entdeckt. Seither organisiere ich an ausgewählten Orten wie zum Beispiel in der Rimini-Badi regelmässig Märkte. Mittlerweile auch Partys, wo ich auch als DJ auftrete. Seit vier Jahren betreibe ich zudem das Café Z zum Park im Kreis 4. Ein weiteres wird folgen. Jetzt wünsche ich mir nur noch mehr Zeit zum Reisen.» *GK*



Foto: Claudia Link

Anzeige

Schule St. Catharina, 7408 Cazis

Von Bund und Kanton unterstützte Deutschkurse

Tageskurse in Cazis
Montag 9.15-15.40; Semesterstart: 27. Jan. 14

Tageskinderkrippe in Cazis
mit frühsprachlicher Deutschförderung
Mo, Di, Do 9.15-15.40 Uhr

B1 Starterkurs in Cazis
Freitag 18.30-21.00 und Samstag 8.30-13.30
Semesterstart: 31. Jan. 2014

Abendkurse in Thusis
Semesterstart für alle: 23. Jan. 14

Infos und Anmeldung: Tel. 081 632 10 00
schule@stcatharina.ch / www.stcatharina.ch

Anzeige

Neue Kurse starten im Januar, April, August und Oktober

Cordialmente bem-vindos! Herzlich Willkommen!

Deutschkurse auf allen Niveaus, A1 – C2
2 x pro Woche, abends in Basel

Jetzt anrufen und anmelden
Tel 061 269 86 66, www.vhsbb.ch

volks—hochschule beider basel

IMMER NOCH «EIS GO ZIEH»

Die Peruanerin Kerly Fontanive wollte ledig bleiben und in ihrer Heimat als Staatsanwältin arbeiten. Heute ist sie verheiratet, hat zwei Kinder und ist Mitglied des Damenturnvereins Villmergen.



Foto: Claudia Link

sehr wohl, und Bewegung tut mir gut.» Und ja, natürlich gehen sie nach dem Turnen immer «eis go zieh», sagt sie und lacht, weil sie sonst nur Hochdeutsch spricht. «Wissen Sie, diese Frauen sind alle in meinem Alter, die haben Lebenserfahrung, sind nicht mehr so kompliziert. Wir können einfach plappern und lachen, ganz gemütlich, ganz locker.»

Mutter bestes Beispiel

Doch eigentlich sah ihr Lebensplan ganz anders aus. «Ich bin in den Anden aufgewachsen, bei meinen Grosseltern, mit meinen beiden Brüdern und meiner Schwester.» Kontakt zu den Eltern hätten sie immer gehabt, manchmal täglich, manchmal nicht so oft. «Aber das war völlig okay.» Das Leben ihrer Familie sei für peruanische Verhältnisse «nicht normal» gewesen. Ihre Eltern hätten nicht das dort übliche traditionelle Familienmodell gelebt. «Meine Mutter hat immer gearbeitet und war für mich bestes Beispiel für Unabhängigkeit.»

Da beide Eltern gearbeitet haben, war auch genug Geld vorhanden. «Mein Vater sagte, eure Arbeit ist lernen. Er wollte, dass wir alle studieren.» Und das haben sie dann auch getan. Kerly Fontanive studierte Jura. Ihr Ziel war Staatsanwältin. Nach dem Studium arbeitete sie als Friedensrichterin, machte Praktika bei Juristen. «Ich wollte Kinder, zwei, drei. Doch ohne Mann. Denn in Peru sind viele Frauen von ihren Männern finanziell abhängig, und die Männer nehmen ihre Verantwortung nicht wahr.» Das wollte sie nicht. Darum war ihr Plan, sich künstlich befruchten zu lassen, mit Samen von einer Samenbank. «Ich hatte mein Leben klar vor Augen.»

«Hier ist mein Leben»

Dann lernte sie den Mann kennen, der in der Schweiz lebte. Und sie ging mit ihm, weil sie schwanger war. Das war vor 14 Jahren. «Es war hart, alles war fremd, ich verstand kein Wort, wir hatten kein Geld.» Sie arbeitete als Putzfrau. So konnte sie auch die Sprache schneller lernen. «Ich wollte die Sprache und die Menschen verstehen, ich wollte mit meinen Kindern beide Muttersprachen sprechen können, Deutsch und Spanisch.»

Heute fühlt sie sich längst wohl hier. Möchte nicht mehr zurück. «Hier ist mein Leben, meine Familie, meine Vereine.» Und die Arbeit als Übersetzerin in der Toolbox Freiamt, einem Integrationsprojekt von vier Aargauer Gemeinden für neu zugezogene Migranten. Und ihr Herz, ist es in Peru oder in der Schweiz? «Ganz klar hier. Wo ich bin, muss auch mein Herz sein, meine Seele. Ich kann nicht in der Erinnerung leben, in der Vergangenheit. Das wäre kein Leben.»

www.toolbox-freiamt.ch

Anita Zulauf

Anzeige

Gesprächspartner
Vermittlerin zwischen Kulturen
Fahrer
Spielpartner
Begleiterin
Besucherin
Hausaufgabenhelfer
Vorleserin
Freiwillig engagiert.
Rufen Sie an. Wir freuen uns auf Sie.
Tel. 061 319 56 56 www.srk-basel.ch
Tel. 061 905 82 00 www.srk-basel.ch
Schweizerisches Rotes Kreuz
Basel-Stadt und Basel-Land

Macht Alkohol Probleme ...

... in der Beziehung?
... in der Familie?
... am Arbeitsplatz?

Die Berner Gesundheit berät Sie kostenlos. Ihre Fragen behandeln wir vertraulich.

Wir arbeiten mit interkultureller Übersetzung in Zusammenarbeit mit «comprendi?».

Tel. 031 370 70 70
bern@beges.ch
www.bernergesundheits.ch

Berner Gesundheit
Santé bernoise



Srismorn Meyer (62), Leiterin der FIZ Beratungsstelle für Migrantinnen



Foto: Claudia Link

«Es gibt Frauen, die vom Leben nicht verwöhnt werden. Nadia* ist eine solche Frau. Einen Landsmann hatte sie geheiratet und war seinetwegen in die Schweiz gekommen. Vom ersten Tag an wurde sie kontrolliert, geschlagen und während ihrer Schwangerschaft sogar dazu gezwungen, als Drogenkurierin zu arbeiten. Eines Tages lief sie weg. Weg von den Demütigungen und der Gewalt. Da sie niemanden in der Schweiz kannte, blieb ihr nichts anderes übrig, als zu ihm zurückzukehren. Er liess sie aber nicht mehr in die gemeinsame Wohnung. Ohne ihr Wissen reichte er später auch die Scheidung ein und bekam das Sorgerecht für das gemeinsame Kind. Als sie von einer Bekannten zur Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration FIZ gebracht wurde, wo ich als Beraterin tätig bin, lebte sie bereits illegalisiert hier und arbeitete gelegentlich in der Prostitution. Anrecht auf die Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung hatte sie unter den gegebenen Umständen nicht mehr. Trotz der

rechtlich schwierigen Lage haben wir uns dafür eingesetzt, dass sie zumindest ihre Tochter sehen darf. Nadia hatte aber keine Kraft mehr, gab den Kampf auf und verliess die Schweiz. Ohne Kind. Solche Geschichten gehen mir sehr nahe, aber die prekäre Situation von Migrantinnen ist nun mal mein Berufsalltag in der FIZ Beratungsstelle. Ich bin für die Frauen da, höre ihnen zu, informiere sie über die rechtliche Lage und zeige, wenn möglich, Lösungen auf. Damit sich aber tatsächlich etwas verändert, brauchen sie mehr Rechte und einen umfassenden Schutz. Das gilt auch für Sexarbeiterinnen – egal, ob sie den Beruf freiwillig ausüben oder Opfer von Menschenhandel sind.» GK

www.fiz-info.ch

*Name von der Redaktion geändert.

Veronica* (15), Schülerin und Sans-Papier

«Ich stehe um 6.30 Uhr auf, ziehe mich an und mache mich für die Schule bereit. So normal fängt mein Tag an. Gewöhnlich ist mein Leben trotzdem nicht. Meine Mutter, mein kleiner Bruder und ich sind Sans-Papiers. Menschen also, die offiziell nicht existieren. Es ist wie ein grosses und schweres Geheimnis, das man mit sich trägt. Ich lebe schon seit zehn Jahren so. Doch irgendwann kommt man an einen Punkt, wo man nicht mehr lügen will. Deshalb habe ich Anfang dieses Jahres meiner besten Freundin und meinem besten Freund mein Geheimnis anvertraut. Meine Mutter weiss nichts davon. Sie will nicht, dass ich darüber spreche. Für mich war es aber ein tolles und befreiendes Gefühl. Endlich konnten meine Freunde verstehen, warum ich nicht ins Ausland reisen darf oder warum meine Mutter mich so übertrieben kontrolliert. Ich verstehe ihre Angst, denn von einer Minute auf die andere können wir alles verlieren. Davor fürchte ich mich selber, denn ich möchte von hier nicht weggehen. Damit das nicht passiert, muss ich sehr vorsichtig sein und Situ-

ationen meiden, wo ich mich ausweisen muss. Ohne Billett würde ich zum Beispiel nie in den Bus einsteigen. Ansonsten unterscheidet sich mein Alltag nicht gross von dem meiner Freunde: Ich habe ein Natel, bin auf Facebook und gehe in den Ausgang. Vielleicht habe ich mich auch einfach an mein Leben gewöhnt. Mein grösster Wunsch ist es, mit meiner Familie ein ganz normales und friedliches Leben zu führen. Wir haben den Antrag für eine Aufenthaltsbewilligung gestellt. Die Anlaufstelle für Sans-Papiers hilft uns dabei, wo sie kann. Unterstützung bekommen wir auch von einer Zahnärztin. Über ihren Namen läuft der Mietvertrag. Sie hat mir sogar eine Lehrstelle zur Dentalassistentin angeboten. Wenn alles klappt, wird meine Zukunft besser und schöner sein.» GK

*Name von der Redaktion geändert
www.sans-papiers.ch



Foto: Claudia Link

FILME MACHEN GEGEN DIE KAPITULATION

**Seit siebzehn Jahren lebt der kurdisch-syrische Filmemacher Mano Khalil in der Schweiz.
Ein Gespräch über den Glauben an sich selbst und das Essen aus einem Topf.**

MIX: Herr Khalil, wie sind Sie eigentlich in die Schweiz gekommen?

Mano Khalil: Als Filmemacher war es für mich unmöglich, in Syrien zu leben, unter einem Regime, das alles kontrolliert, ja sogar die Träume. Das ist heute leider nicht anders. Meinen damaligen regimekritischen Film «Wo Gott schläft» konnte ich nur versteckt und unter dem Vorwand eines falschen Drehbuchs drehen. Aber es wurde immer gefährlicher für mich. Ich musste Syrien unter allen Umständen verlassen. Mein Bruder arbeitete zu diesem Zeitpunkt für das Rote Kreuz und lebte in der Schweiz. Aus diesem Grund bin ich 1996 hierher geflüchtet.

Die Stadt Locarno hat eine besondere Bedeutung für Sie.

Dort erhielt ich Asyl in einem Flüchtlingsheim. Ich hatte ein kleines Zimmer und war sehr deprimiert. Eine gute Freundin hatte mir damals gesagt: «Sei nicht so traurig, ich bin mir sicher, du wirst eines Tages einen deiner Filme auf der Piazza Grande zeigen können.»

Im Jahr 2013 haben sich diese tröstenden Worte bewahrheitet.

Ich habe 2013 meinen Film «Der Imker» am Filmfestival in Locarno zeigen können. Wenn auch nicht auf der Piazza Grande, so ist es ein unbeschreibliches Gefühl, dort gewesen zu sein. Wenn ich einmal einen meiner Filme auf der Piazza zeigen kann, werde ich die lieben und aufmunternden Worte der Freundin in meiner Rede erwähnen.

1996 aber schien das noch ein fernes Ziel. Wie war Ihre Zeit als Flüchtling?

Das war nicht einfach. Niemand konnte mich und meine Filme hier. Ich war eine Nummer von vielen. Man war mir als Flüchtling immer misstrauisch gegenüber. Auch bei meiner Idee für ein Filmprojekt. Davon aber habe ich mich nie entmutigen lassen. Denn um hier zu bestehen, musste ich an mir arbeiten, die Sprache lernen wie auch



Foto: Claudia Link

ZUR PERSON

Mano Khalil wurde 1964 in Qamishli in Syrien geboren. Nach einem Jura- und Geschichtsstudium in Damaskus studierte er von 1987 bis 1994 Filmregie in Bratislava. Zurück in Syrien drehte er den Film «Wo Gott schläft», der 1993 am Unabhängigen Internationalen Filmfestival in Augsburg den ersten Preis gewann. Die kritische Auseinandersetzung mit dem Assad-Regime darin zwang ihn, Syrien zu verlassen. Themen wie Heimat und Identität spielen immer wieder eine Rolle in seinen preisgekrönten Werken. Sein letzter Film «Der Imker» wurde 2013 am Filmfestival in Locarno gezeigt – eine Geschichte eines Imkers, der im türkisch-kurdischen Krieg fast alles verliert. Seit seiner Flucht hat Khalil Syrien nicht mehr besucht. Der Krieg hat mittlerweile auch seinen Heimatort zerstört. Khalil lebt in Bern.

damals nicht so richtig glauben, dass Leute auch in Europa aus einem gemeinsamen Topf essen. Dieses Bild ist vermutlich mein erster Eindruck. Und es beschreibt die Schweiz auch sehr schön. Die verschiedenen Sprachen und somit verschiedenen Kulturen sind in einem Topf namens Schweiz vereint, der uns zusammenhält, aus dem wir gemeinsam essen. Ein schönes Bild, wie ich finde, das mit der Kappeler Milchsuppe* auch eine historische Bedeutung hat.

** Die Kappeler Milchsuppe ist ein Symbol des Friedens. Ein grosser Topf, der im Ersten Kappelerkrieg 1529 auf der Kantonsgrenze zwischen Zürich und Zug aufgestellt wurde, diente damals als Versöhnung zwischen den sich rivalisierenden Seiten.*

Christian Benz

ADDIO VITAMIN B

Keine Erfolgsperspektiven ohne Beziehungen. Italien bietet gut ausgebildeten und motivierten jungen Menschen kaum mehr Entwicklungsmöglichkeiten. Im Gegensatz zur Schweizer Wirtschaft und ihrem Bedarf an Fachkräften. Das Beispiel Ernesto Santandrea.

«Ich wartete und wartete. Erst zwei Tage, dann zehn. Keine Antwort.» Stillstand und Hinhalten als Sinnbild für die wirtschaftliche und soziale Lage in Italien? Der promovierte Chemiker Ernesto Santandrea zumindest machte diese Erfahrung. «Ich hatte eine Zusage auf eine feste Anstellung als Forscher bei einem Unternehmen in der industriellen Chemie in Bologna», so der 35-Jährige zu seinen damaligen Perspektiven in der Firma, wo er zuvor bereits befristet in einem Forschungsprojekt mitgearbeitet hatte.

«Der Vertrag lag unterschribt bereit und ich reiste extra in den Weihnachtsferien aus Bari in den Norden.» Doch dann folgte die Ernüchterung. «Auf meine Anmeldung wurde ich erst einmal vertröstet. Dann das tagelange Warten und keine Informationen, selbst auf Nachfrage hin. Schliesslich folgte die Nachricht, dass sie mich nun doch nicht anstellen können.» Das war 2008 und der Frust sass tief beim Südtaliener. Die Hoffnungen auf eine spannende Zukunft waren vorerst zerplatzt.

Fehlendes Beziehungsnetz

«Ich war ein Niemand, hatte zwar eine sehr gute Ausbildung und beste Referenzen, aber keine Kontakte zu einflussreichen Personen in den Chefetagen oder in der Politik. Damit macht man in Italien aber Karriere.» Mangelnde Wertschätzung, die viele qualifizierte, fleissige, aber wenig vernetzte junge Menschen in Italien erfahren. Es war der Moment, in dem sich Santandrea erstmals Gedanken über einen Wegzug ins Ausland machte. «Ich fand das eigentlich schade. Der italienische Staat investiert viel in die Ausbildung und kann oder will dann nicht davon profitieren. So werden sich die Politik, die Wirtschaft und die Gesellschaft nicht weiterentwickeln können.»

Forderndes Umfeld

Letztlich war es ein Forschungszentrum von Ciba (heute BASF) nahe Bologna, das dem jungen Mann die Türen in eine abwechslungsreiche Zukunft öffnete. «Zwar hat Ciba das Zentrum wenige Monate nach meiner Einstellung geschlossen, aber durch meine gute Arbeit habe ich zusammen mit vier anderen Personen ein gleichwertiges Stellenangebot in Basel erhalten.» Eine Chance, die sich Santandrea nicht entgehen lassen wollte. «Ich hatte inzwischen endgültig genug von Italien und den Bedingungen dort. Ich wollte in ein Umfeld, in dem Einsatz, Innovation

und Mitsprache gefordert werden und nicht nur Vitamin B. In der Schweiz habe ich das gefunden.»

In der Zukunft angekommen

«Meine alleinerziehende Mutter wollte für mich und meinen Bruder immer nur das Beste. Sie hat uns auch ermutigt, zu studieren.» Eigentlich wäre der Bachliebhaber und passionierte Oboist gerne Musiker geworden, «aber dafür war es irgendwann zu spät und ausserdem hatte ich das Flair für das Analytische und Wissenschaftliche bereits als Kind». Heute bringt er diese Fähigkeiten und die wissenschaftliche Erfahrung in seiner Forschungstätigkeit beim Zofinger Pharmaunternehmen Siegfried ein. «Ich fühle mich ausgesprochen wohl hier.» Nur selten wird der Pendler auch mit den unschönen Seiten der Schweiz konfrontiert. «Einmal warf mir ein anderer Fahrgast im Zug ohne Vorwarnung vor, ich würde den Schweizern die Arbeit wegnehmen. Dabei seien weder er noch seine Kinder Chemiker, versicherte er mir auf Nachfrage. Also nehme ich ihm doch nichts weg», sagt Santandrea differenziert, aber deutlich und ergänzt, dass alle Schweizerinnen und Schweizer das Beste für das Land wünschen sollten: die besten und engagiertesten Leute für die Wirtschaft – ganz unabhängig von der Herkunft. Nicht wie in Italien.

Philipp Grünenfelder

Anzeige

Deutsch als Zweitsprache Kurse auf allen Sprachniveaus

- Unterricht ausgerichtet auf GER und FIDE
- langjährige Erfahrung und Erfolg in der Erwachsenenbildung
- bestens ausgebildete Lehrkräfte: einsatzfreudig und empathisch
- flexibel im Organisieren und Durchführen von Deutschkursen
- Unterstützung mit Bewerbungstrainings, -coaching

Die kleine feine Sprachschule in Chur!

Wir sind EDUQUA zertifiziert

LERNFORUM Chur GmbH
Calandastrasse 38 | 7000 Chur
Tel. 081 353 63 62
www.lernforum.ch | info@lernforum.ch

LERNFORUM
SPRACHEN | NACHHILFE | PRÜFUNGSVORBEREITUNG

«DASS MAN ÜBER MEINE ARBEIT STREITET, IST LEGITIM»



Foto: Claudia Link

Er ist passionierter Eishockeyfan, Vater von fünf Kindern und die rechte Hand des Aussenministers Didier Burkhalter. Als Chefdiplomat vertritt Yves Rossier die Interessen der Schweiz im Ausland. Wie er das tut, erzählt er im Interview.

entschuldigen. Wir verfügen auf politischer Ebene über die besten Instrumente, um uns in der Welt zu behaupten.

Trotzdem werfen Ihnen gerade EU-Gegner vor, sich nicht genügend für die Belange unseres Landes einzusetzen?

Wissen Sie, meine Aufgabe ist es, die Interessen der Schweiz zu vertreten. Gegenüber der EU heisst das zum Beispiel, dass wir weiterhin wettbewerbsfähig bleiben. Dass man über meine Arbeit auf politischer Ebene streitet, ist legitim. Damit habe ich kein Problem. Viel wichtiger ist es hingegen, dass nicht ich bei Entscheidungen das letzte Wort habe, sondern das Volk.

Eine Besonderheit, auf die die Schweiz sehr stolz ist.

Zu Recht. Die direkte Demokratie macht uns tatsächlich zu etwas Besonderem. Wir können aber auch sonst selbstbewusst sein. Wir haben ein hohes Bildungsniveau, sind stark in der Forschung und überzeugen durch Innovationskraft. Alles Voraussetzungen, die die Wettbewerbsfähigkeit und Prosperität der Schweiz stärken. Wir dürfen daher nicht den Glauben an unsere Trümpfe verlieren. Ich mag es auch nicht, wenn wir uns selber zerfleischen oder «verzwergen». Nur weil wir ein kleines Land sind, bedeutet das nicht, dass wir in dieser globalisierten Welt nichts zu sagen haben. In der Friedens- und Entwicklungspolitik zum Beispiel ist unsere Meinung auf internationaler Ebene sehr gefragt. Wir dürfen uns bei all dem aber ja nicht einbilden, dass wir das einzige «einzigartige» Land sind.

In den letzten Monaten war die Schweiz vermehrt mit Rassismusvorwürfen konfrontiert. Mit der humanitären Tradition des Landes ist das kaum noch vereinbar. Verliert die Eidgenossenschaft langsam ihre Unschuld?

Überhaupt nicht. Erstens haben wir keine Unschuld zu verlieren und zweitens ist es falsch, zu glauben, dass die ganze Welt uns ausschliesslich als rassistisch wahrnimmt. Wir sind ein Land, das gut mit Fremdem umgehen kann. Das belegen auch Studien: Im internationalen Vergleich schneiden wir jeweils sehr gut ab. Erfolge können wir auch in der Integrationspolitik verbuchen. Kein anderes Land macht das momentan besser.

Wie erklären Sie sich diesen Erfolg?

Die Schweiz bietet als Land sehr viel. Von diesem Angebot an Bildung, Arbeit und Wohlstand profitiert auch die zugewanderte Bevölkerung. Wer viel bietet, darf auch viel einfordern – das fängt schon bei der geregelten Müllabfuhr an. Dieses Prinzip des Förderns und Forderns ist sicher der Schlüssel zum Erfolg.

Welches Verhältnis haben Sie zu der Schweiz?

Natürlich ein sehr gutes. Wir sind ein modernes Land mit einem vorbildlichen politischen System. Ich muss aber zugestehen, dass ich erst durch meine langen Aufenthalte in Deutschland, Belgien und Kanada angefangen habe, ein Gespür für meine eigene Schweizer Identität zu entwickeln. Vorher habe ich mich mit der nationalen Zugehörigkeit nie bewusst auseinandergesetzt.

Güvengül Köz Brown

LEBEN ZWISCHEN PRÜGEL UND SPUCKE

Homosexualität steht in Nigeria unter Strafe. In den nördlichen Bundesstaaten droht sogar die Steinigung. Der 30-jährige Jurist Jaja U.* ist schwul und aus dem westafrikanischen Land in die Schweiz gezogen – der Liebe wegen. Über Lebensentwürfe und ihre Grenzen hier wie dort.



Foto: Claudia Link

Plötzlich lacht Jaja U. herzlich. «Man könnte ja meinen, ich führe ein ganz furchtbares Leben», stellt der junge Mann aus Nigeria am Ende unseres Gesprächs fast entschuldigend fest. Tatsächlich zeugen die vorangegangenen Ausführungen von tragischen Erlebnissen und Hürden in seinem bisherigen Leben. Als Migrant, als schwarzer schwuler Mann, als Student und Stellensuchender. «Dabei bin ich grundsätzlich ein ganz zufriedener Mensch.»

Verprügelt und verfolgt

Doch der Reihe nach. Jaja ist 30 Jahre alt und lebt seit rund fünf Jahren in Zürich. «Mein Lebenspartner, mit dem ich seit zehn Jahren zusammen bin, ist Schweizer und ich bin seinerseits von Lagos hierher gezogen. Nicht in erster Linie wegen der schlechten Situation für Homosexuelle in Nigeria», erklärt Jaja. «Ich habe auch nicht gleich alles stehen und liegen lassen, sondern zuerst meinen Uniabschluss gemacht.» Der Jurist denkt und schaut voraus. Dabei hat er gerade auf dem Unicampus eine seiner schlimmsten Erfahrungen machen müs-

sen. «Ich wurde von einer Gruppe junger Männer verprügelt, weil sie den Verdacht hatten, ich sei schwul. Daraufhin musste ich aus Angst vor weiterer Repression meine Wohnung aufgeben und zu Freunden ziehen.» Diese Erlebnisse haben bis heute Einfluss auf sein Verhalten. So möchte Jaja weder mit seinem richtigen Namen noch mit einem Foto in der MIX erscheinen. «Weil selbst in der Schweiz Diskriminierung möglich ist. Schwarz zu sein und offen schwul dazu könnte bei der Stellensuche durchaus Nachteile haben.»

Schwierige Jobsuche

Weil sein Erststudium in der Schweiz nicht anerkannt ist, absolvierte Jaja zwischenzeitlich eine Zusatzausbildung in Internationalem Handelsrecht in Schottland. «Und momentan stehe ich vor einem Masterabschluss an der Uni Zürich. Mit der Hoffnung, dass ich dann hier dieselben beruflichen Perspektiven habe, die sich mir in Nigeria geboten hätten. Nur schon, weil ich endlich finanziell unabhängig von meinem Partner werden möchte.» Aus schlechter

Erfahrung bei bisherigen Bewerbungsverfahren zweifelt er aber daran und fasst deshalb auch die Option einer akademischen Karriere ins Auge. «Viele meinen, als schwuler Nigerianer müsse man sich in der Schweiz wie im Paradies fühlen. Aber ich bin doch nicht nur schwul. Ich möchte mich auch beruflich entfalten können.»

Rassismus unter Schwulen

Vor ihm auf den Boden spuckende Jugendliche, kritische Blicke von Verkaufspersonal oder Diskriminierung in der Schwulenszene. Alles Schweizer Alltag für Jaja. «Ich finde es traurig, dass selbst schwule Männer, die selber unter

Diskriminierung leiden, rassistisch sein können.» So erntet er bei einem ausgeteilten «Korb» nicht selten eindeutig beleidigende Reaktionen. «Zudem denken viele, ich sei nur des Geldes wegen hierher gekommen. Das ist verletzend. Denn abgesehen von mehr Freiheiten als schwuler Mann erlebe ich hier in anderen Lebensaspekten wieder Einschränkungen, die ich in Nigeria nicht hätte.» Aber zuversichtlich genug, schliesst er das Gespräch mit besagtem Lacher und verabschiedet sich in einen lauen Zürcher Spätsommerabend.

Philipp Grünenfelder

*Name von der Redaktion geändert

QUEER MIGS VERBINDET

Die Homosexuellen Arbeitsgruppen Zürich (HAZ) bieten mit dem Projekt Queer Migs seit Anfang 2013 ein Forum für lesbische, schwule, bi-, trans- und intersexuelle (kurz: «queere») Migrantinnen, Migranten sowie Secondos und Secondas. Das Integrationsprojekt unterstützt Neuangekommene dabei, Deutsch zu lernen und sich zu vernetzen. Dabei wird der freundschaftliche und kulturelle Austausch inner- und ausserhalb der Szene aktiv gefördert. www.queermigs.ch

ZWISCHEN DEN SIEBEN BERGEN

Man nennt ihn Paolo. Ein Zeichen der Wertschätzung im hoch professionellen Arbeitsumfeld des «Cresta Palace» in Celerina. Eine Begegnung mit einem italienischen Grenzgänger, der in den Alpen seine neue Heimat gefunden hat.



Foto: Claudia Link

Viel weniger bewusst aber sind einem Menschen wie Paolo, die in entlegenen Regionen täglich über Grenzen pendeln. Das kleine und nicht zuletzt reiche Binnenland Schweiz ist für viele Deutsche, Französinnen, Italiener und Österreicherinnen ein äusserst attraktiver Arbeitsort, auch im alpinen Raum. Paolo hat die Bar im «Cresta Palace» vor zwölf Jahren übernommen. Dafür hatten er und seine Familie Rom verlassen. «Die Stadt war mir zu laut und zu kriminell», sagt Giovanni mit runzelnder Stirn. 2001 zog es ihn deshalb in die Lombardei, direkt an die Grenze zur Schweiz.

Vertrautes Verhältnis

Die Sonne an diesem Nachmittag im September liegt tief über den Berggipfeln und durch die hohen Hallen hört man vornehmlich das Personal gehen. Die raschen Schritte zeugen nicht etwa von Hektik, sondern könnten vielmehr als vitales Erkennungsmerkmal interpretiert werden. Jetzt in der Nebensaison liegt bei den Gästen das Durchschnittsalter bei gut 60 Jahren. Wer hier einkehrt, schenkt Paolo ein vertrautes Lächeln. «Ich habe auch in London, Paris und Los Angeles gearbeitet», er geht dabei zum Fenster, «aber schauen Sie sich dieses bezaubernde Panorama an.» Eine Gruppe betritt die Räumlichkeiten. Einer der Gäste besteht auf einem Händedruck mit dem Chef de Bar. «Ich möchte nie wieder nach Rom zurück.»

Feier vor Feierabend

Am späteren Nachmittag packen in der Jugendstilhalle des traditionsreichen Vier-Sterne-Hauses drei Herren mit grau melierten Haaren ihre Instrumente aus. «Ciao bello», ruft einer von ihnen, als hätte er Paolo Jahre nicht mehr gesehen. Bereits das Anschlagbrett am Bahnhof von Celerina kündigt einen feierlichen Abend an. Als International New Orleans Jazz Band wird das Trio vorgestellt mit einem Repertoire, das von leisen Balladen bis zum Boogie Woogie reicht. Paolo lächelt zufrieden. «Die Bar geht zu, wenn die Gäste gegangen sind.»

Christian Benz

«White Lady» heisst der Drink, der in dieser Saison richtig gut ankommt. Gin, Cointreau und frischer Zitronensaft gehören da in den Shaker. Der Experte dafür steht hinter dem Tresen und trägt einen dunkelblauen Anzug mit weissem Hemd und Krawatte. Wer den gepolsterten Sessel einem Barhocker vorzieht, der wird von ihm in den majestätischen Wintergarten

begleitet. Der Herr mit dem gewinnenden Lächeln heisst Paolo Giovanni. Oder schlicht Paolo, wie ihn hier alle nennen. Sein Arbeitsort ist die Bar des Vier-Sterne-Hotels Cresta Palace in Celerina. Nach der Arbeit gehts mit dem Auto rund 40 Kilometer zurück ins italienische Villa di Chiavenna, wo Paolo mit seiner Frau und den Söhnen zu Hause ist.

Beliebtes Binnenland

Denkt man an Grenzgängerinnen und Grenzgänger, kommen einem Städte wie Basel, Genf oder Lugano in den Sinn. Und insbesondere als Basler erinnert man sich an die badische Krankenpflegerin oder den augenzwinkernden Metzger aus dem Elsass, der mit einer Lyonerscheibe noch heute jedes Kinderherz erobert.

VON MENSCHEN UND BÄUMEN



Foto: Claudia Link

«Das Blut von sechs Nationen fliesst durch ihre Adern», hatte der «Blick» damals ausgerechnet. Andere Kommentatoren wiederum griffen statt in die rassen- und völkerkundliche Blut-und-Boden- in die Chlorophyll-und-Blumen-Kiste und schwärmten von Whitneys verschiedenen «Wurzeln», als handle es sich bei der neuen Schweizer Schönheitskönigin (mit Schweizer Pass) in Wirklichkeit um eine Art Miss Gartencenter, die statt dem Gymnasium frisch der Baumschule entsprungen ist.

Und damit bin ich [blickt ernst] nun endlich auch an dem Punkt angelangt, um den es mir an dieser Stelle geht: diese elende Wurzel-Metaphorik. [Der Autor wird jetzt sogar sehr ernst.] Wozu hat der Mensch wohl zwei Beine? Die richtige Antwort lautet: Damit er laufen kann, eine S-Bahn, einen Bus bzw. ein Flugzeug besteigen und Gaspedal, Kupplung und Bremse betätigen kann. Alles Dinge, die ein Gänseblümchen und selbst eine Eiche nicht können. Was also soll bitte schön das Gefasel von den Wurzeln? Wenn nicht dies: Es soll uns plausibel machen, dass man Menschen nicht von einem Ort zum anderen verpflanzen sollte, dass ein jeder gefälligst dort bleiben solle, wo er seit je seine Wurzeln hat. (Der Wurzellose ist gleichsam die Neuauflage des «heimatlosen Gesellen».) Die Wurzelmetapher verwandelt Politik in Ökopop, Einwanderer in invasive Arten, Touristen in Unkraut und Asylbewerber in Neophyten. In der freundlicheren Variante: in Balkonschmuck oder Nutzpflanzen. Und dann willkommen beim Jäten, Säen, Dezimieren, Ausdünnen, Düngen, Pestizieren und natürlich beim lustigen Neophyten-Ausreisstag.

Peter Schneider

ZUR PERSON

Peter Schneider wurde 1957 im nordrhein-westfälischen Dorsten geboren. Er studierte Philosophie, Germanistik und Psychologie und ist heute in Zürich als Psychoanalytiker, Satiriker und Schriftsteller tätig. Seit 2004 lehrt er zudem als Privatdozent für Psychoanalyse an der Universität Bremen. Einem breiten Publikum ist er insbesondere aus der satirischen Sendung «Die andere Presseschau» bekannt, die auf Radio SRF 3 ausgestrahlt wird, sowie aus Kolumnen für die «SonntagsZeitung», den «Tages-Anzeiger» und den «Bund».

Erinnert sich noch jemand an das herzige Frölein Toyloy? TOYLOY! Nicht ToyBOY und auch nicht Swisscoy, sondern Whitney Toyloy mit L wie im chinesischen Wort für Landensalat. Item: Whitney Toyloy wurde am 27. September 2008 (mein Gott, wie die Zeit vergeht und wir mit ihr: tempora mutantur et nos mutamur in illis, wie man auf Retroromanisch sagt), das besagte Frölein Toyloy also wurde an besagtem Tage im Jahre 2008 zur Miss Schweiz gewählt. Um diese Wahl entspannte sich eine eifrige Debatte. (Sie erinnern sich? Nein? Macht nichts; das erledige

ich jetzt nämlich für Sie.) Eine Debatte darüber nämlich, ob ein dunkelhäutiges Mädchen zur Miss Schweiz gewählt werden dürfe. Oder ob man nicht damit mindestens zu warten hätte, bis Alfred Heer am Strand von Saudi-Arabien im Bikini die Bibel lesen dürfe oder ein Vreni Aufdermaur zur schönsten Frau Kenias gewählt worden sei. Beziehungsweise Barack Obama zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Ganz ähnlich hat man seinerzeit übrigens auch in Kentucky, Idaho, North Carolina und New Jersey argumentiert: Wir wählen erst dann einen

farbigen Demokraten zum Präsidenten, wenn in Schweden ein dunkelhäutiges Mädchen zur Miss Switserland gewählt wird. Den Rest kennen Sie, denn genauso geschah es schliesslich auch.

Warum ich Ihnen das erzähle? Gute Frage! Sehr gute Frage sogar. Ähm, lassen Sie mich also kurz überlegen. [Der Autor denkt lange nach.] – Ich glaube, wenn ich mich recht erinnere – aber bitte korrigieren Sie mich! – erzähle ich Ihnen das, weil mir nämlich bei dieser Wahl – der von Miss Toyloy notabene – ein interessantes Phänomen aufgefallen ist.